Der
Zoologe,
oder
Compendiöse Bibliothek
des
Wissenswürdigsten
aus
der Thiergeschichte
und
allgemeinen Naturkunde.

Heft II—III.

Ladenpreis 12 ggl.

Eisenach und Halle,
bey Johann Jacob Gebauer,
1795.

Dem

H E R R N

Präsidenten von Schreber

aus

innigster und dankbarster Hochschätzung
seiner Verdienste

um

die Naturgeschichte überhaupt

und

die Zoologie insbesondre

gewidmet

vom

Herausgeber.

Vorbericht.

Die Robbengattung ist in diesen Heften etwas ausführlich behandelt, weil sich in derselben noch viele Ungewißheiten finden, und noch manches eine genauere Untersuchung verdiente. In der Folge sollen die merkwürdigen ausländischen Thiere, insofern sie, wie Löwen, Tiger, Parther ꝛc. schon hinlänglich bekannt sind, nur kurz berührt werden; hingegen weniger bekannte, aber doch merkwürdige Thiere, deren Beschreibung sich in solchen großen Werken befindet, die nicht leicht in Jedermanns Hände kommen und auch nicht nach ihrem ganzen Inhalte den Zoologen, als solchen, interessiren, z. B. in Reisebeschreibungen, Gesellschaftsschriften, Maga-

zinen, die der ganzen Naturkunde gewidmet sind ꝛc. ausführlicher behandelt werden, so wie es hier schon bey den angeblichen Spielarten der Kalbsrobbe, bey der Elephanten-, Löwen-, Schweine-, Wolfs- und Münchs-Robbe, bey dem Culpen, geschehen ist. —

In der Folge werden von den schon beschriebenen Ordnungen mehrere Gattungen zu berichtigen und einige neue zu bestimmen seyn.

B—n.

Ori-

Original-Aufsätze.

Erster Abschnitt.

A.

Ueber die Erzeugung der Thiere, besonders der Säugthiere.

(Zu I. A. §. 15 — 27. des 1ten Hefts.)

Im ersten Hefte habe ich im ersten Abschnitte von der Erzeugung und Fortpflanzung der organischen Körper überhaupt geredet, ich will hier noch einiges über die Erzeugung der Thiere, besonders der Säugthiere, nachholen, und meinen Lesern meine Meinung über die Art und Weise, wie dieselbe vor sich gehe, von deren Wahrheit ich mich durch die Erfahrung überzeugt zu haben glaube, vorlegen.

Nach der gewöhnlichen Meinung, welche ich in allen Schriften, die ich über diesen Gegenstand nachzulesen Gelegenheit hatte, vorgetragen fand, geschieht die Erzeugung auf folgende Weise: Bey der Begattung reißt sich durch den in den Geburtstheilen der Mutter erregten außerordentlich starken Reiz eines von den in den Eyerstöcken befindlichen Eychen los, tritt durch die Muttertrompete in die Gebährmutter

und wird hier von dem männlichen Saamen, der sich zu gleicher Zeit in dieselbe ergossen hat, befruchtet. Allein gegen diese Meinung lassen sich wichtige, auf Thatsachen gegründete Zweifel erregen, und es steht ihr vorzüglich folgendes im Wege: 1) Außer der Schwangerschaft liegt die Gebährmutter ganz zusammengefaltet, und ihre innere Höhle ist so klein, daß sie kaum so viel Blut zu fassen vermag, als bey der monathlichen Reinigung abfließt, und sie ist nicht fähig eine so starke Saamenmenge, als sich bey einem gesunden, noch nicht abgeschwächten Manne ergießt, zu fassen. 2) Gesetzt aber, sie könnte auch den Saamen alle fassen, so ist sie doch nicht im Stande ihn aufzunehmen, weil der Muttermund beständig geschlossen ist und sich nur bey der Geburt und bey dem Abfluß der monathlichen Reinigung, nie aber zu einer andern Zeit, selbst bey dem stärksten Reize im Beyschlaf nicht, öffnet. Und wann er sich öffnet, geschieht dieses von innen nach außen, umgekehrt ist es unmöglich. Dabey ist er so empfindlich, daß ihn von außen kein Körper berühren darf, ohne die empfindlichsten Schmerzen zu erregen. 3) Die Zergliederung, die man bey Thieren unmittelbar nach der Begattung vorgenommen hat, hat auch gelehrt, daß man in der Gebährmutter keinen männlichen Saamen gefunden, und daß auch nicht gleich durch den Reiz der Begattung, sondern erst eine geraume Zeit nach derselben, das Eychen in dieselbe trete. 4) Man hat Beyspiele, daß bey schwachen oder in Rücksicht der inneren Geburtstheile fehlerhaft gebildeten Personen das befruchtete Eychen sich entweder gar nicht vom Eyerstocke hat losreißen können, und die Frucht an dem Eyerstocke sich auszubilden angefangen hat, welche, nachdem sie herangewachsen, durch die allzugroße Schwere sich losgerissen und in die Bauchhöhle herabgefallen, oder daß es sich zwar losgerissen und in

die

die Muttertrompete begeben habe, hier aber, ohne in den Uterus zu gelangen, sitzen geblieben sey, und die Frucht, zum größten Nachtheile der Mutter, sich an diesem unschicklichen Orte auszubilden angefangen habe. Wie wäre beides möglich, wenn die Befruchtung erst in der Gebährmutter geschähe? 5) Spallanzani hat Thiere auf eine künstliche Weise befruchtet, ohne Saamenfeuchtigkeit in den Uterus zu bringen. Er nahm nemlich von einem männlichen Hunde die Saamenfeuchtigkeit und sprützte sie einer läufigen Hündin, welcher er allen Zugang der Hunde benommen hatte, in die Mutterscheide, und die Hündin wurde trächtig. Gleiche Versuche machte er mit Fröschen und mit andern Thieren. Diese fünf angeführten Thatsachen widersprechen doch offenbar der Meinung, daß die Befruchtung in der Gebährmutter vor sich gehe, und leiten unwiderstehlich zu der gegenseitigen Meinung, daß nemlich das Eychen außerhalb der Gebährmutter, an dem Eyerstocke befruchtet werde, und sich erst hernach losreiße und durch die Muttertrompete in den Uterus sich begebe.

Allein wie gelangt der männliche Saame, wenn er nicht in den Uterus eindringt, sondern blos in der Mutterscheide hängen bleibt, bis zu den außerhalb der Gebährmutter an den Seiten derselben liegenden und die Trompeten umgebenden Eyerstöcken, um daselbst ein Eychen zu befruchten? Dieses war mir lange ein Räthsel, und nirgends, wo ich nur darüber nachzuschlagen Gelegenheit hatte, fand ich Aufklärung. Endlich erweckte die genaueste Zergliederung der weiblichen Geschlechtstheile der Pflanzen neue Ideen in mir, und ließ mich muthmaßen, daß ich auf diesem Wege einiges Licht finden würde. Ich fand große Aehnlichkeiten zwischen den weiblichen Geschlechtstheilen der Thiere und der Pflanzen, ja fast möchte ich sagen, ich fand bey beiden gleichen Bau, und glaube

auf

auf diesem Wege der Untersuchung das Geheimniß entdeckt zu haben.

Ehe ich meinen Lesern die Resultate meiner Beobachtungen vorlege, muß ich ihnen erst den Bau der weiblichen Geschlechtstheile der Pflanzen, wie ich ihn bey der genauesten Zergliederung fand, hier beschreiben, und ihnen die Aehnlichkeit zeigen, die zwischen diesen und denen der Thiere sich vorfindet.

Die wesentlichen weiblichen Theile, welche in jeder weiblichen Blüthe allezeit vorhanden seyn müssen, und niemals fehlen dürfen, wenn eine Befruchtung vor sich gehen soll, sind a) das **Eychen**, b) dessen **Zuführungsgefäße**, c) dessen **Feuchtigkeiten**, und d) die **Narbe**, oder derjenige Punct, in welchen sich die Zuführungsgefäße endigen, und wo sie das männliche Oel empfangen. Außerwesentliche Theile sind a) die mannigfaltigen Arten von Saamendecken, in welchen bey vielen Pflanzen der künftige Saame befestiget und aufbewahrt ist, und welche von vielen Ovarium oder Mutter genennt und mit der thierischen Gebährmutter verglichen werden; diese fehlen bey den nackten Saamen; b) der **Griffel**, oder die rohrartige Verlängerung, welche sich bey vielen Blüthen zwischen dem Fruchtknoten und der Narbe findet. Man hielt ihn sonst für eine hohle Röhre, durch welche die männliche Saamenfeuchtigkeit dem Eyerstocke zugeführt würde, allein er ist nur eine Decke der verlängerten Zuführungsgefäße des Eychens.

Das Pflanzeney hat mit dem thierischen Eychen im unbefruchteten Zustande die größte Aehnlichkeit. Es ist nur ein einfaches, aus einem mehr oder weniger verdickten markigten Safte bestehendes und in ein kaum bemerkbares Häutchen eingeschlossenes Kügelchen, in welchem vor der Befruchtung nicht eine Spur

eines

eines Keimes sich findet, sondern welches blos von der Befruchtung seine Veränderungen erwartet.

Jedes Eychen hat seine Zuführungsgefäße, und diese sind der eigentliche und wahre Griffel. Der Griffel fehlt also niemals, und wenn viele behaupten, daß er bey manchen Pflanzen, z. B. bey der Tulpe, bey der Parnassie rc. mangele, so kommt es daher, weil sie das, was nur zwischen dem Ovarium und der Narbe dem Auge sichtbar ist, Griffel nennen, da doch alles dasjenige, was zwischen dem Eychen und der Narbe ist, so genannt werden muß. Auch findet er sich bey der Zergliederung dieser Theile allezeit gegenwärtig. Bey manchen Pflanzen hat der Griffel einen senkrechten Canal, es waren daher viele der Meinung, der Griffel habe immer mehr oder weniger sichtbare Canäle oder senkrechte Durchgänge. Aber dieses ist irrig; die hohlen Gänge in dem Innern des Griffels mancher Pflanzen sind zufällig, gehören nicht zum Wesentlichen desselben, sondern das sie ausfüllende Zellgewebe ist der eigentliche Theil, und sie sind nur die Werkzeuge, in denen die Natur gewisse zur Begattung erforderliche Feuchtigkeiten bildet *).

Kölreuters wichtige Versuche, vermöge welchen er bey Blüthen, die mehrere Griffel und Narben hatten und nicht in einer abgesonderten Verbindung mit dem Eychen standen, alle Griffel (oder Narben) bis auf einen wegnahm, und doch bey hinlänglicher Befeuchtung dieser einzigen stehen gebliebenen Narbe mit männlicher Feuchtigkeit eine vollkommene Befruchtung aller Eychen erfolgte, giebt den besten Begriff von dem innern Bau des Griffels, nemlich, daß in den

*) S. Medicus kritische Bemerkung über Gegenstände aus dem Pflanzenreiche, 1tes Stück S. 15.

den meisten alle Abtheilungen des Griffels in das gemeinschaftliche Zellengewebe sich vereinigen, und wann männlicher Saamen zur Begattung hinlänglich da ist, alle Eychen befruchtet werden, wann schon ein Theil dieser Zuführungscanäle durch die Kunst hinweggenommen oder durch einen Zufall verdorben ist *).

Die Narbe ist das Ende des Griffels, oder vielmehr derjenige Punct, in welchen sich die Zuführungscanäle des Eychens endigen. In ihrem begattungsfähigen Zustande schwitzt sie, besonders um die Mittagszeit, eine kleberigte Feuchtigkeit aus, welche in dem Griffel bereitet wird, und welche dadurch, daß auf ihr die Gefäßchen, worin das männliche Oel bereitet wird, oder der sogenannte Saamenstaub hängen bleibt, zur Befruchtung mittelbar beyträgt.

Wann nun die weiblichen Theile sich vollständig entwickelt haben und begattungsfähig geworden sind; wann der männliche Saamenstaub seine völlige Reife erhalten hat, und durch Insecten, oder den Wind, oder andere Ursachen auf die Narbe gebracht wird, und daselbst in der ausgeschwitzten Feuchtigkeit hängen bleibt, so wird das aus ihm ausfließende und mit befruchtender Kraft begabte feine Oel von der Narbe absorbirt, durch die feinen Zuführungsgefäße dem jungfräulichen Eychen zugeführt, mit der in diesem enthaltenen weiblichen Feuchtigkeit innigst gemischt, und nun erst bildet sich der Keim, der Embryo der künftigen Pflanze, durch eine Art einer lebendigen Crystallisation.

Sonst pflegte man immer von den thierischen Theilen analogisch auf die der Pflanzen zu schließen, ich wagte es nun einmal umgekehrt zu schließen. Die vorbeschriebene genaue Untersuchung und gefundene Be-

*) Medicus a. a. O. S. 16. 17.

Beschaffenheit der weiblichen Geschlechtstheile der Pflanzen, welche mehrere große Botaniker, z. B. Kölreuter, Gärtner, Medicus, Lorenz von Jussieu eben so fanden, erregten in mir die Fragen: sollten die weiblichen Geschlechtstheile der Thiere nicht eine ähnliche Beschaffenheit haben? sollten nicht die thierischen Eychen eben so, wie die der Pflanzen, ihre Zuführungsgefäße, ihre Griffel, haben, und diese sich in gewissen Stellen, welche die Narben vorstellten, endigen, um an diesen Orten das in dem männlichen Saamen enthaltene befruchtende Wesen einzusaugen und es dem Eychen zuzuführen, ohne daß dasselbe nöthig hätte in die Gebährmutter selbst einzudringen?

Mehrere Untersuchungen und Zergliederungen, die ich vornahm, lassen mich diese Fragen mit Ja beantworten, wenigstens glaube ich nach dem, was ich fand, sie so beantworten zu können. Ich will die Resultate meiner Untersuchungen meinen Lesern hier vorlegen.

Das jungfräuliche thierische Eychen ist eben so, wie das jungfräuliche Pflanzeneychen, ein einfaches aus einem mehr oder weniger verdickten Safte bestehendes und in ein dünnes Häutchen eingeschlossenes Kügelchen, und hat viele Aehnlichkeit mit einem aufgeschossenen Hitzbläschen, welcher Aehnlichkeit wegen auch die thierischen Eychen die graafischen Bläschen (*vesiculae* graafianae) genennt werden. Jedes Eychen hat ein oder mehrere zuführende Gefäße, welche von den Eyerstöcken zwischen den Häuten der Gebährmutter durch das Zellgewebe bis in die Mutterscheide fortlaufen. Die Mutterscheide hat mehrere Häute, und eine davon besteht aus sehr vielen Nerven und Gefäßen, welche sehr viele Hügelchen und Warzen bilden, welche im Beyschlafe vorzüglich die Wollust

ver-

vermehren. Bey keuschen Jungfrauen und bey Thieren, welche noch keinen Beyschlaf erlitten haben, sind sie dicker und breiter, durch den öfteren Beyschlaf aber werden sie nach und nach kleiner und spitziger, und verliehren viel von ihrer Reizbarkeit. Diese Warzen sind beym Thiere eben das, was bey den Pflanzen die Narben (stigmata) sind; in ihnen endigen sich die zuführenden Gefäße der Eychen, diese (zuführende Gefäße) entwickeln, wie die Griffel der Pflanzen, eine kleberigte Feuchtigkeit, und diese schwitzt, wenn das Thier Reize der Wollust verspürt, durch die Warzen, als die thierischen Narben, aus, und zwar bey sehr geilen Thieren manchmal in solcher Menge, daß sie von selbst durch die Mutterscheide ausfließt. Diese Feuchtigkeit leistet eben den Nutzen, den die Narbenfeuchtigkeit bey den Pflanzen leistet, sie hält die Enden der Zuführungsgefäße offen, und macht sie fähig bey der Begattung das in dem männlichen Saamen enthaltene befruchtende Wesen einzusaugen, welches alsdann durch die Zuführungsgefäße dem zu befruchtenden Eychen zugeführt wird, und sich hier mit der weiblichen Feuchtigkeit innigst mischt, wodurch dann der Keim oder der Embryo des künftigen Thiers erzeugt wird. Ein Theil der männlichen Saamenfeuchtigkeit mischt sich auch wahrscheinlich durch andere Gefäße, welche ihn einsaugen, dem Blute der Mutter bey, und inficirt dasselbe. Dieses kommt dadurch in eine Alteration, strömt stärker und heftiger als zuvor den innern Geschlechtstheilen, besonders den Eyerstöcken zu, erregt Krämpfe in diesen Theilen, und durch dieselbe reißt sich das befruchtete Ey von dem Eyerstocke los, und begiebt sich durch die Muttertrompete in die Gebährmutter, wo sie dann die Frucht weiter ausbildet. Diese Alteration des inficirten Blutes und die dadurch verursachten Krämpfe erregen der Mutter Eckel, Uebligkeiten, Erbrechen,

und

und alle die Zufälle, die man so oft beym Anfange der Schwangerschaft wahrnimmt.

Aus dieser Theorie, welche auf Thatsachen gegründet ist, lassen sich nun die Erscheinungen, die ich der Meinung, daß die Befruchtung im Uterus vor sich gehe, entgegensetzte, hinlänglich erklären; nemlich 1) der männliche Saame tritt nicht in den Uterus ein, sondern bleibt in der Mutterscheide, und hier wird das Wesentliche desselben von den Warzen oder thierischen Narben absorbirt; 2) es läßt sich erklären, warum man unmittelbar nach der Begattung keine Spur von einer Frucht in der Gebährmutter sieht; denn sie wird erst eine geraume Zeit nachher durch die Krämpfe hineingebracht; 3) man sieht nun die Möglichkeit ein, wie sich eine Frucht, ohne in den Uterus zu treten, am Eyerstocke ausbilden, oder in der Muttertrompete sitzen bleiben und daselbst sich fortbilden kann. Denn sie wird am Eyerstocke befruchtet; aber entweder sind in solchen Fällen die innern Geburtstheile fehlerhaft gebildet, oder die Krämpfe sind nicht stark genug, daß sich das Ey losreißen und an den gehörigen Ort gelangen kann. 4) Sieht man ein, wie es möglich war, daß Spallanzani durch bloßes Einspritzen des Saamens eine läufige Hündin befruchten konnte, und 5) wie es möglich war, daß ein Mädchen schwanger werden konnte, ohne daß das Hymen verletzt worden, welcher Fall einige mal existirt hat. In beiden Fällen brauchte der männliche Saamen nicht weiter als bis zu den vorderen Warzen der Mutterscheide zu gelangen. Waren diese in dem Zustande, daß die darin sich öffnenden Zuführungsgefäße der Eychen ihn einsaugen konnten, so konnte ohne eine förmliche Begattung eine Befruchtung erfolgen.

Ich überlasse es nun erfahrnern Physiologen, meine Meinung zu prüfen. Habe ich mich geirrt und in meinen Untersuchungen mich getäuscht, so bitte ich um gütige Belehrung, welche ich jederzeit dankbarlichst annehme, weil dadurch meine Kenntnisse erweitert werden.

B—n.

Auszüge.

Dritter Abschnitt.

Ueber die natürlichen Ordnungen und Gattungen der Säugthiere.

(Zu §. 55—58. des Iten Hefts.)

Die große Menge der Naturproducte hat von jeher den Naturforschern Gelegenheit gegeben, nach Maaßgabe ihrer Kenntnisse, Methoden zu ersinnen, durch welche man am leichtesten zur Kenntniß derselben gelangen könnte. Ohne uns auf den ganzen Umfang der Naturgeschichte auszudehnen, dürfen wir nur bey dem Thierreiche stehen und die Schriften der Naturforscher, die von demselben gehandelt haben, von den ältesten Zeiten an bis auf die gegenwärtigen durchlaufen, und man wird sehen, wie man gleichsam gewetteifert hat, die Thiere nach Systemen zu ordnen, durch welche man glaubte ihr Studium am meisten erleichtern zu können.

Die Methoden, die Geschöpfe zu ordnen, sind zweyerley, entweder natürlich, oder künstlich. Letztere bestehen darin, daß man gleich anfänglich, wenn man zur Untersuchung und Durchforschung der Ge-

schöpfe schreitet, einen gewissen allgemeinen Begriff, oder ein nach Willkühr ausgearbeitetes Schema, welches man auszuführen gedenket, voraussetzt, von den oberen Abschnitten zu den untern übergeht, und nach den mannigfaltigen Modificationen derjenigen Theile, welche man als Eintheilungsgrund angenommen hat, jedem Geschöpfe diejenige Stelle anweist, welche die Gesetze der gewählten Methode vorschreiben. Solcher Methoden können es so viele seyn, als die Eintheilungsgründe erfordern.

Wann solche Methoden auf feste und standhafte Charactere gegründet sind, so haben sie, obgleich auf die natürlichen Verwandtschaften der Naturkörper nicht Rücksicht genommen werden kann, doch ihre Vortheile. Sie leiten den, welcher die Naturkörper kennen lernen will, weil sie sich nur an wenige Hauptcharactere anschließen und also weniger verwickelt sind, schneller zu dem gewünschten Zwecke. Und dann giebt auch jede künstliche Methode Anlaß, die Naturkörper aus einem andern Gesichtspuncte zu betrachten, jeden Theil derselben, den man als Eintheilungsgrund annehmen zu können glaubt, von mehreren Seiten und nach dem Werthe, den die Natur in ihn gelegt hat, kennen zu lernen, und werden dadurch die Leiterinnen, um die natürlichen Verwandtschaften auffinden zu können. Es existirt demnach keine künstliche Methode, welche nicht mehr oder weniger etwas hierzu beigetragen hat.

„Inzwischen bleibt der wahre Naturforscher nicht blos bey den künstlichen Methoden, welche doch immer seinen Geist beschränken und ihn an willkührlich gewählte Fächer binden, stehen; er beschäfftiget sich gar zu gerne damit, die natürlichen Verbindungen und Verwandtschaften der Geschöpfe zu erforschen, zu entdecken, wie durch die feinsten Nüanten eine Art in die andere, eine Gattung

in die andere, eine Familie in die andere u. s. w. übergeht, wie sich in allen Werken der Natur eine gewisse Verkettung, eine gewisse Harmonie findet, wodurch die ganze Reihe der Geschöpfe in ein allgemeines Ganzes vereiniget wird, so daß sich darin keine gewaltsame Abschnitte finden, kein Geschöpf isolirt steht, sondern gleichsam in einem Zirkel von Verwandten, in einer Familie sich findet, und wie die sämmtlichen Geschöpfe durch die mannigfaltigen Modificationen der Organisation, durch die mannigfaltigen Abstufungen der Bildungen und Verhältnisse sich so einander berühren, so zu einander übergehen, daß jedes Centrum ist, sich aber rechts und links an eine Reihe anschließt, welche beide sich endlich durch mannigfaltige Fugen und Verkettungen wieder berühren," *) oder kurz, er sucht die natürliche Methode aufzufinden.

Diese Methode aufzustellen, ist aber keine leichte Sache. Es wird dazu die genaueste Kenntniß aller Geschöpfe und Naturproducte von allen Seiten und aus allen Gesichtspuncten, wie sie nur können betrachtet werden, erfordert, und da uns lange noch nicht einmal alle Geschöpfe bekannt sind, geschweige dann, daß wir sie von allen Seiten kennen sollten, so ist die Erbauung eines vollkommnen natürlichen Systems ein Werk, das vielleicht unsern späten Nachkommen aufbehalten ist; inzwischen verdient jeder Naturforscher, der so viele Materialien dazu liefert, als er kann, immer warmen Dank, und jeder Versuch, jedes Bruchstück der natürlichen Methode ist schätzungswerth.

Im ersten Hefte dieser Bibliothek haben wir des Herrn Prof. Blumenbachs Eintheilung der Säugthiere, in welcher er sich der natürlichen Methode zu

*) S. Borckhausen in Römers neuem Magazin für die Botanick I. S. 291.

nähern glaubte, mitgetheilt. Wir wollen unsern Lesern hier einen zweyten Versuch einer natürlichen Eintheilung dieser Thierclasse von Herrn Prof. Linck zu Rostock mittheilen *).

Künstliche und natürliche Ordnungen, sagt Herr Linck, müssen bey der Eintheilung natürlicher Körper beständig neben einander gestellt werden. Jene sind durchaus zur genaueren und schärferen Bestimmung der Abtheilungen nothwendig, sie verbreiten Licht über einen Theil und zeigen das Verhältniß, worin dieser mit den andern steht. Natürliche Ordnungen hingegen sind mehr hevristische Principien; wenn ich so sagen soll, ein dunkles Gefühl, das nicht selten tiefer eindringt, als aller wissenschaftlicher Apparat, stellt sie zusammen, und wir werden dadurch manche Uebereinstimmungen unter den Körpern deutlicher gewahr, die wir vorher nur dunkel kannten. Linne' rechnete es unter die Eigenschaften eines Anfängers in der Naturgeschichte, daß er glaube, es gäbe keine natürliche Gattungen. Schade, daß dieser große Mann sich den Beweis nicht entwickelte und durch ein Machtwort die Widersprüche seiner Gegner niederwarf, weil er selbst von der Richtigkeit seines Gedankens durch ein dunkles Gefühl überzeugt war.

Wir haben schon erinnert, daß man bey einer natürlichen Eintheilung der Naturkörper auf alles sehen, ihre Verwandtschaften von allen Seiten aufsuchen müsse; weil wir aber dieses noch nicht können, weil unsere Kenntnisse noch nicht so weit reichen, so richten wir uns blos nach dem Totaleindruck, erschaffen nach demselben einzelne Gruppen, und suchen dann Charactere auf, um diese einzelne Gruppen zu erkennen und zu bestimmen.

Oft

*) Meyers Magazin für Thiergeschichte und Thierarzneikunde I. B. 2tes St. Göttingen 1792.

Oft geschieht es aber, wie Herr Linck ganz richtig bemerkt, daß unser Gefühl uns trügt, und daß, indem wir das Ganze zu fassen glauben, wir nur auf einen Theil sehen, der entweder durch seine Größe, oder seine Sonderbarkeit so sehr auffällt, daß wir fast ganz und gar von dem übrigen dadurch abgezogen werden. Dieses begegnet uns gewöhnlich, wann wir nur einen oberflächlichen Blick auf eine Reihe von Thieren werfen, die wir für ähnlich halten, und die wir vielleicht bey genauerer Untersuchung doch sehr von einander unterschieden finden würden. (Auf eine solche Art hat sich Herr Prof. Blumenbach bey Entwerfung seiner Ordnungen getäuscht, wovon besonders seine vierte, sechste und eilfte Ordnung Beweise geben.) Wenn wir dem natürlichen Systeme uns nähern wollen, dürfen wir uns auf eine solche Art nicht täuschen lassen, auch müssen wir alle Veränderungen, alle die Bildungen, die von Clima, Verhältnissen, Medium u. d. gl. herrühren oder herrühren können, zu entfernen suchen, und auf eine tiefere Ursache der Bildung sehen, und die Gesetze derselben zu erforschen streben.

Nach diesen Vorerinnerungen schreiten wir zu Herrn Lincks Eintheilung.

Ordo I. Inermes.

Das Gebiß und die zwey oder vier Hände zeichnen diese Ordnung aus. Es gehören hierher: Homo, Simia, Cebus, und Lemur.

Herr Prof. Linck glaubt, daß kein Grund, weder ein physischer noch moralischer da sey, für den Menschen eine besondre Ordnung zu errichten, da die Ziege von dem Ochsen durch eben so viele anatomische Unterschiede abstehe und sie deswegen doch niemand aus der Ordnung, worin der Ochs stehe, ver-

weisen werde. Eine besondere Gattung macht indessen der Mensch gewiß aus.

Die Linneische Gattung Simia theilt sich, wie Herr Linck ganz richtig bemerkt, von Natur in zwey andere, von denen die eine allein in America, die andere in der alten Welt zu Hause ist. Letztere, welche wir Simia nennen, begreift die Erxlebenschen Gattungen, Simia, Papio und Cercopithecus, welche durch unmerkliche Nüancen in einander übergehen, und bey welchen man keinen andern Character sie zu unterscheiden finden kann, als die Größe des Schwanzes, die doch allein nicht hinlänglich ist. Die andere Gattung hingegen, welche wir Cebus nennen, und welche die Erxlebenschen Gattungen Cebus und Callithria in sich vereinigt, entfernen sich vom großen Haufen der Affen durch ihr eigenes Gesicht. Die Scheidewand der Nase ist nemlich sehr dick und die Nasenlöcher endigen sich seitwärts. Sie haben alle keine Backentaschen und keine Gesäßschwielen, wie die meisten Simiae, und sind überhaupt sanfter.

Zu der Gattung Lemur ist Herr Linck nur den Lemur tardigradus Linn. zu zählen geneigt, die übrigen Lemures möchte er ihres Gebisses wegen mit der Ordnung der Didelphyden vereinigen.

Ordo II. Bradypoda.

Hierher scheint Herrn Linck nur das Faulthier zu gehören, das durch seine Nahrung, seinen innerlichen und äußerlichen Bau sehr vom Ameisenbären abweicht.

Ordo III. Conglobantia.

Manis, Myrmecophaga, Dasypus. Allen diesen Thieren fehlen die Vorder- und Eckzähne, sie gra-

graben sich Höhlen in die Erde, leben von Insecten und Wurzeln, rollen sich zusammen und wehren sich auf diese Art.

Ordo IV. Chiroptera.

Eine sehr natürliche Ordnung, die aber der Beschaffenheit des Gebisses nach in mehrere Gattungen, welche in dem Linneischen Systeme (ed. Gmel.) familienmäßig in der Gattung vespertilio zusammengestellt sind, muß zerlegt werden.

Ordo V. Glires.

Diese natürliche Ordnung wird vorzüglich aus dem Gebiß erkannt, welches einige natürliche Ordnungen sehr bestimmt, obwohl nicht durchgängig, bezeichnet.

Die hierher gehörigen Gattungen sind: Hystrix, Cavia, Castor, Mus, (Die fünf Abtheilungen dieser Gattung nach Linne ed. Gmel. möchte der Herr Verf. lieber als fünf Gattungen ansehen, und nach unserer Meinung verdienen sie es mit eben so vielem Rechte, als man Myoxus von Sciurus und Arctomys von Mus absondert, zu seyn,) Arctomys, Sciurus, (Sciurus Petaurista und Volucella möchte der Hr. Verf. des runden, nicht zweyzeiligen Schwanzes wegen von Sciurus trennen und mit Myoxus vereinigen; allein Sciurus cinereus hat auch eher einen runden als zweyzeiligen Schwanz, und wir glauben, daß diese Stellung der Haare zur Bestimmung einer Gattung nicht hinreicht. Eher möchten wir für die sämmtlichen fliegenden Eichhörnchen eine besondere Gattung errichten. Die Hypochondria prolixa wären ein besserer Character als der Schwanz.) Dipus Lepus, Hyrax.

Ordo

Ordo VI. Reptantia.

Sie unterscheiden sich von den vorigen vorzüglich durch ihr Gebiß. Sie haben viele Schneidezähne und oft mehr als einen Eckzahn auf jeder Seite, die schwer von einander und von den Backzähnen zu unterscheiden sind. Sie haben viele Zeehen. Ihr Gang ist mehr schleichend als der vorigen, auch leben sie von vegetabilischen und animalischen Speisen zugleich.

Sorex, Erinaceus, Talpa. Auch wol Viverra Zenia, und fasciata Sonner. S. Linne ed. Gmel. p. 91.

Ordo VII. Didelphydes.

Unterscheiden sich von den vorigen vorzüglich durch ihre vier Hände, und stehen zwischen Lemur und den Feris in der Mitte, von erstern unterscheidet sie ihr Gebiß. Didelph. Cayopollin geht zu den Bären über.

Herr Linck trennt des Gebisses wegen Didelph. Gigas unter dem Namen Gigantomys, und Didelph. macrotarsus unter dem Namen Jaculus, von der Didelphys-Gattung. Auch die Lemures außer dem Tardigradus zieht er hieher, weil sie durch Gebiß, Schwanz und Lebensart von diesem affenartigen Thiere unterschieden seyen.

Ordo VIII. Ferae.

Die Zähne characterisiren diese natürliche Ordnung.

Phoca, Mustela (die Seeotter macht den Uebergang von Phoca zu Mustela), Viverra (Viverra Suricatta scheint Herrn Linck ein Meles zu seyn), Meles, Ursus, Canis, Felis.

Ordo

Ordo IX. Caballi.

Wird durch das Gebiß, vorzüglich durch die Vorderzähne, characterisirt. Ein oder zwey Hufe.

Ordo X. Bisulca.

Thiere mit gespaltenen Hufen. Keine Vorderzähne im Oberkiefer.

Wir würden die Thiere dieser Ordnung lieber Bruta oder Ruminantia nennen, denn Equus bisulcus und die Schweine haben auch gespaltene Hufe.

Camelus, Moschus, Cervus, Camelopardalis, Antilope, Ovis (et Capra, nicht verschieden), Bos.

Ordo XI. Sues.

Stehen zwischen der vorigen und der folgenden in der Mitte. Von den vorigen unterscheidet sie das Gebiß und die Lebensart, von den folgenden die Füße.

Ordo XII. Belluae.

Dünnbehaarte große Thiere, die sich besonders durch den unförmlichen Bau ihrer Füße unterscheiden.

Elephas, Rhinoceros, Tapir, Hippopotamus, Trichecus, Manatus, Sirene. Die Haut, welche gleichsam alle Wassersäugthiere an ihrem Hintertheile überzieht, ist nach Herrn Lincks Meinung nicht hinlänglich sie von andern Thieren zu unterscheiden. Wollte man inzwischen darauf sehen, so dürfte man doch Trichecus, Manatus und Sirene mit

Phoca nicht in eine Ordnung bringen, weil letztere von ersteren zu sehr verschieden sind. Sirene macht den nächsten Uebergang zu

Ordo XIII. Cetacea.

Monodon, Balaena, Physeter, Delphinus.

B—r.

Fortgesetzte Beschreibung der Säugethiere.

Dritte Ordnung.

Die Raubthiere. *Ferae.*

Ihr Character, von den Zähnen genommen, ist folgender:

Sie haben meistens sechs spitzige Vorderzähne;

auf jeder Seite derselben einen kegelförmigen etwas gekrümmten Eckzahn, hinter welchem bey einigen noch kleinere Seitenzähne stehen;

Backenzähne, welche fast alle schmal sind und eine oder mehrere Spitzen haben.

Die Füße sind mit spitzigen Krallen versehen.

Die hierher gehörigen Thiere sind zwar nicht alle reißend und dem Menschen oder größeren Thieren furchtbar, doch ernähren sie sich fast alle vom Raube anderer Thiere, welche sie entweder mit ihrem scharfen Gebisse oder mit den Krallen fangen; einige aber genießen auch Speise aus dem Pflanzenreich.

Die

Die meisten halten sich blos auf der Erde und im Trocknen auf, doch graben sich auch einige in die Erde und andere leben abwechselnd im Wasser und auf dem Lande *).

Im Natursysteme des Ritters von Linne werden folgende Gattungen hierher gerechnet:

XIII. Gattung: Die Robbe, Phoca.

Der Character dieser Gattung ist:

In der oberen Kinnlade sechs, in der untern vier spitzige Vorderzähne;

Einzelne Eckzähne, welche lang, spitzig und gekrümmt sind;

Dreyzackige Backenzähne.

Die äußern Ohren fehlen entweder ganz, oder sind sehr klein. Hierdurch unterscheiden sie sich außer dem Zähnebaue vom Wallrosse, dem sie sonst in Ansehung des Aufenthaltes und der Bildung des Leibes sehr nahe kommen. Der Kopf der meisten ist einem Hundekopfe ähnlich, die Haut ist hornig; die Füße sind sehr kurz, die hintern verwachsen, und beide sind überhaupt mehr zum Schwimmen, als zum Gehen eingerichtet. Unter dem Wasser können sie nicht lange aushalten, sie entfernen sich daher auch nicht weit vom Lande. Man findet Thiere dieser Gattung fast in allen Meeren. Wir wollen alle hinlänglich bekannte, hierher gehörige Thiere, weil sie in verschiedenen Hinsichten alle merkwürdig sind, und in der Geschichte der Robben noch sehr viel zu ergänzen ist, anführen.

1) Die

*) Bechstein Naturgesch. des In- und Auslandes I. S. 63.

1) Die Kalbsrobbe, der gemeine Seehund *), ohne äußere Ohren, mit glattem Nacken und braunem Körper.

Unter sämmtlichen Robbenarten ist dieses Thier das gemeinste und uns Europäern bekannteste. Es ist zwar eigentlich ein Bewohner der nördlichen Gewässer, doch wird es auch zuweilen in der Ostsee und an den Küsten Deutschlandes gefangen. An Größe gleicht es einem mittelmäßigen Kalbe und wird oft sechs Fuß lang. Der gemeine deutsche Name, Seehund, rührt von seinem Kopfe her, der dem Kopfe eines kurzschnauzigen Pudels nicht unähnlich, aber glatt ist. Auch hat es eine bellende Stimme. Die äußern Ohren fehlen gänzlich. Der Hals ist dick, aufgeschwollen, und runzelig; der Leib dick und kegelförmig. Die beiden Vorderfüße sind nahe am Kopfe, sind kurz, und haben fünf Zeehen von ungleicher Länge mit langen Klauen; die Hinterfüße machen mit dem platten Schwanze Ein Stück aus, und es steht nur die Ferse und das Fußblatt mit den Zeehen, welche viel länger sind, unter dem Schwanze hervor. Die Zeehen aller Füße sind mit einer lederartigen, haarigen Haut verbunden, und bilden also wahre Schwimmfüße. Der ganze Leib ist mit kurzen, dichten, fettigen Haaren besetzt, die dunkelbraun, mit weißlich besprengt, und am Oberleibe dunkler als am Unterleibe sind. An der Schnauze stehen gewellte Borstenhaare. Die Augen sind mit der Blinzhaut versehen.

Im

*) Phoca vitulina *Linn.* Syst. nat. ed. 13. T. I. p. 63.
Schrebers Säugth. III. tab. LXXXIV.
Buffon hist. nat. XIII. p. 333. tab. 45. *Phoque.*
Belon poiss. p. 25. f. 26. Veau marin ou Loup marin.
Bechstein a. a. O. S. 64. f. Dess. N. G. Deutschl. I. S. 402.

Im Sommer lebt der Seehund mehr auf dem Lande, im Winter mehr in dem Wasser. Sein Athem soll so heiß seyn, daß er vermittelst desselben das Eis von unten aufthauet, und durch das dadurch entstandene Loch heraussteigt. Seine Nahrung sind Seegewächse und Fische, besonders Heeringe, unter deren Haufen sich die Seehunde vorzüglich mästen. Sie legen sich gern auf Steine und auf die Eisschollen und schlafen an der Sonne. Hier werden sie oft durch Keulenschläge auf die Nase getödtet; doch schießt man sie auch und wirft sie mit Harpunen.

Aus Hamburg gehen jährlich etliche Schiffe nach Grönland auf den Robbenfang; denn man nutzt nicht nur sein Fett, das von jungen so gut wie Baumöl ist, sondern auch, und vorzüglich, seine starke Haut, die weit und breit verführt, und außer anderm Gebrauch hauptsächlich zu Ueberzügen der Koffer und Reittaschen verwendet wird. Den Nordländern ist der Seehund in vieler Rücksicht noch nützlicher, als uns das Schaaf. Die Grönländer brennen das von ihm erhaltene Oel in Lampen, essen sein Fleisch frisch und geräuchert, benutzen sein Fell zu Kleidung und zum Ueberzuge über ihre kleine Schiffe, gebrauchen seine Knochen zu allerley Instrumenten u. s. w. Auch wurde vormals sein Fleisch in England und Norwegen auf den Tafeln der Großen gespeist.

Die Naturgeschichte des Seehundes ist noch nicht ganz im Reinen. Man führt verschiedene Varietäten von ihm an, welche sich durch Farbe, Gliederbau, Größe, Lebensart und Wohnorte, so unterscheiden, daß man billig zweiflen muß, ob sie auch Varietäten, oder ob sie nicht vielmehr besondere, noch nicht hinlänglich bestimmte Arten seyn. Naturforscher haben selten Gelegenheit, diese Thiere in ihrer Heimath zu beobachten, und es wird also wahrscheinlich die wahre Entscheidung noch lange zweifelhaft bleiben. In der

dreyzehnten Ausgabe des linneischen Natursystems sind folgende drey angebliche Varietäten angeführt:

a) Der bottnische Seehund, welcher sich durch eine breitere Nase, breitere Klauen, und graue Farbe, desgleichen durch den Aufenthalt im Bottnischen Meerbusen, in welchem sich der gemeine Seehund nicht findet;

b) Der sibirische, der sich durch seine silberweiße Farbe und durch den ihm ebenfalls ganz eigenen Aufenthalt, der von dem gewöhnlichen Aufenthalte der Robben gänzlich abweicht, nemlich in den sibirischen Seen Baikal und Orom;

c) Der kaspische, der sich durch seine Wohnung im kaspischen See, und seine bunte Farbe, von dem gemeinen Seehunde unterscheidet.

Außer diesen angeblichen Varietäten macht uns Oedmann *) noch mit einigen andern bekannt, welche wahrscheinlich eben so viele besondere Arten sind, und die wir mit Oedmanns Worten unsern Lesern hier beschreiben wollen. Vielleicht hat einer oder der andere Gelegenheit, genauere Untersuchung anzustellen und das Mangelhafte zu ergänzen.

„Vom Robbengeschlechte, sagt er, trifft man hier (nemlich an der äußersten Küste von Schweden) fünf Arten an: a) die graue Robbe; b) die Staatsrobbe; c) die graue Strandrobbe, d) die schwarze Strandrobbe; e) die Morungerobbe.

Von diesen halten sich die zwey ersten in der See auf, leben von Strömlingen, Seekälbern und andern Seegeschöpfen. Im Winter verlassen sie unsere Scheeren, und kommen im Frühling nicht eher wieder, als bis alle Eisberge geschmolzen sind. In der

*) Neue schwedische Abhandlungen, 5ter Band (fürs Jahr 1784.) 1stes Vierteljahr S. 82. ff.

der Farbe aber sind sie verschieden und auch ihre Junge sehen verschieden aus.

a) Die graue Robbe ist ganz gelb, wann sie um Matthiastag in der strengsten Kälte auf dem bloßen Eise in der See jung wird. So wie sie wächst, verdunkelt sich diese gelbe Farbe und kriegt größere oder kleinere Flammen und Flecken. Diese Robbenart wird sehr groß und erhält oft die Länge eines großen schwedischen Ochsen. (Wahrscheinlich ist diese Robbe mit dem bothnischen Seehunde einerley. Was Bechstein *) von dem letzteren sagt, läßt sich ganz mit dem, was hier Oedmann von der grauen Robbe sagt, vereinigen, und sehr wahrscheinlich ist sie eine von dem gemeinen Seehunde ganz verschiedene Art. Die verschiedene Größe, welche angegeben wird, hat wahrscheinlich ihren Grund in dem verschiedenen Alter.)

b) Die Staatsrobbe wird hingegen mehr weiß gebohren, behält auch diese hellere Farbe so unveränderlich, daß sie höchstens ins Perlfarbige fällt, wenn sie voll ausgewachsen ist. Sie wird auch nicht so groß, als die graue Robbe, und ist scheuer und vorsichtiger. Alles dieses giebt Anleitung, sie für eine besondere Art zu halten.

c) und d) Die Strandrobbe unterscheidet sich von den bereits angeführten dadurch, daß sie ans Land kriecht um zu schlafen, da hingegen die andern, welche gemeiniglich Seerobben genannt werden, aufrecht im Wasser stehen, mit dem Kopfe über die Oberfläche des Wassers, und so hart schlafen, daß man sich ihnen sicher so sehr nahen kann, um sie mit dem Robbeneisen zu tödten. In Ansehung der Nahrung halten sich diese Strandrobben vorzüglich an eine Art von Stachelbärschen, welche sie im Herbste bis in die seichten Meerbusen verfolgen, wohin diese Fischart alsdann

*) Bechstein N. G. Deutschl. I. S. 408.

dann zu Millionen kommt. Niemals sieht man, daß die Seerobben an diesen Fischen Antheil nehmen. Die Strandrobbe ist auch allezeit fetter, sie schwimmt oft, wann sie todtgeschlagen ist, oben, welches man bey den Seerobben niemals sieht. Von diesen Strandrobben ist ein Theil schwarz, der andere grau. Beide Arten gehen ins Netz, das man zu ihrem Fange auslegt, und, da kein Grund vorhanden ist, diese ungleiche Farbe dem verschiedenen Alter zuzuschreiben, sondern im Gegentheil die graue Strandrobbe graue, und die schwarze, schwarze Junge zur Welt bringt, so kann ich sie nicht als Eine Art ansehen.

e) Morungen ist eine kleinere Robbenart. Sie ist scheckig und mit Flecken getiegert. Man darf diese Art um so weniger als eine Abänderung von den erstern ansehen, da die größten Robbenjäger versichern, daß die Morungen so ausgerottet sind, daß sie seit zwanzig Jahren nicht eine auf den Roslagsscheeren gesehen haben, eine Sache, welche nicht möglich wäre, wenn die Morungen blos im Alter von den vorhergehenden unterschieden wären, da unter der Menge von Robben, welche jährlich daselbst fallen, nothwendig in dieser Zeit einige müßten gefunden seyn, welche man an ihren Flecken für Morungen erkennen müßte, wenn sie nicht eine besondere Art ausmachten.

Oedmann fügt a. a. O. noch einige Bemerkungen über diese Seethiere und über die Robbenjagd bey, welche wir für werth halten, daß wir sie unsern Lesern hier mittheilen.

„Man muß glauben, daß die jungen Robben, welche man wegen ihrer Dummheit Robbennarren nennt, so wenig unter dem Wasser schwimmen, noch leben können, weil sie beständig auf dem Rande des Eises liegen, wohin sie die Mutter gesetzt hat, und wenn sich der Jäger nahet, so ist es lustig zu sehen,

wie

wie sie die besorgte Mutter ins Maul nimmt, und sie auf eine sichere Eisscholle trägt, wo sie sie hinlegt und um sie herum schwimmt. Obschon alle Robben durch Untertauchen die Flucht nehmen, so bedient sich doch die Mutter dieses Auswegs niemals, wenn sie ihre Jungen führt, auch legt sie sie niemals ins Wasser.„

„Die Art, wie die Robbe auf die glatten und steilen Klippen klettert, ist nicht weniger merkwürdig. Sie geht mit der Fluth an die Klippen, wo sie durch die Wellen empor gehoben wird, faßt mit ihren kreuzweise gelegten Vorderfüßen an die Klippen, drückt ihre Schnauze dichte daran, bleibt in dieser Stellung stehen, bis die nächste Welle kommt, deren sie sich bedient, um sich noch höher hinauf zu befestigen, so fährt sie fort, bis sie hoch genug gekommen ist, um ihr schweres und unbehülfliches Hintertheil völlig an den bestimmten Ort zu ziehen.„

„Unter dem Wasser streitet die Robbe vermuthlich mit allen andern Seethieren in der Stärke sich fortzuschießen, um die Wette. Es ist zum Bewundern, wann man sie untertauchen und einige hundert Faden von der Stelle wieder hervorkommen sieht. Man sieht sie zuweilen in der Tiefe des Wassers wie eine dunkle Erscheinung das aufmerksamste Auge täuschen.„

„Die Seerobben scheinen das Eis mehr zu lieben, als die Strandrobben, weil man im Frühling, wenn gleich die Scheeren mit Strömlingen gleichsam überschwemmt sind, doch keine Seerobbe daselbst sieht. Diese Arten halten sich alsdann auf der Höhe des Bothnischen Meeres auf, wovon die Einwohner von Rödlöga, Spartlöga, Rudoxa und Sundskärs, welche unter dem Gerichte zu Stockholm stehen, ansehnliche Vortheile zu ziehen wissen. Sie nehmen daselbst auf mehrere Monathe Mundvorrath in ihre klei-

kleinen Kajüttenboote, und segeln um und zwischen den Eisschollen umher. So bald sie einen Eisberg antreffen, weichen sie demselben anfangs aus, segeln aber nachher auf denselben zu, hängen sich an die hintere Seite fest, und lassen sich so von dem Eisberge mit fortziehen, welcher oft eine halbe Meile lang und 10 bis 12 Ellen hoch über dem Wasser seyn kann. Diese Eisberge bestehen aus vielen großen und kleinern an einander gewälzten Eisschollen, welche, indem sie zusammengefroren, mehrere Zwischenräume und Höhlen zwischen sich gelassen haben. In diesen Schlupfwinkeln befinden sich die Seerobben so wohl, daß sie sich eher mit Keulen todtschlagen lassen, als daß sie ihren angenehmen Wohnort aufgeben. Die Einwohner obengenannter Dörfer sind die einzigen, welche eigentlich wahre Robbenjäger genannt werden können. Man könnte ihnen den Namen der schwedischen Grönländer geben. Sie wohnen auf nackten Klippen in der See, wo sie weder Holz noch Acker, sondern nur wenig Weiden- und Wachholdergebüsch haben. Sie kaufen Brenn- und Bauholz. Wenn ihre Häuser alt geworden, so brennen sie aus den Rückbleibseln Kohlen, welche sie nach ihrer eigenen Aussage mit solchem Vortheile verkaufen, daß sie sich damit neue Baumaterialien verschaffen können. Statt des Strohes brauchen sie bey dem geringen Heuschlage Rennthiermoos (Lichen rangiferinus) zum Futter für ihre Kühe. Pferde werden bey ihnen gar nicht gesehen. Robbenjagd und Fischerey macht ihre einzige Nahrung aus. Sie wagen sich zuweilen bis nach Kertal hinüber um daselbst Korn zu kaufen, vorzüglich wenn die Eisberge sie so weit aus dem Wege fahren. Kraft einer königlichen Resolution besitzen sie die Robbenjagd um den Strand des ganzen Reichs herum. Die Bauern an mehreren Orten des Seeufers halten diese Leute für geschickte Hexenmeister, und

und sie bedienen sich dieses Vorurtheils, um in ihren offnen Böten mit Sicherheit stehlen zu können.„

„Nachdem die Eisberge verschwunden, suchen sie die Seerobben auf den Klippen auf. Da, wo die Robben Sicherheitshalber nicht hinklettern können, legt sich der Jäger in einem weißen Hemde hin, und macht die Stimme der Robben so natürlich nach, daß sich eine Menge derselben daselbst versammelt, und so wie sie sich aus dem Wasser erheben, schießt er diejenigen, welche sich über einer bekannten Untiefe befinden, wo er die Beute mit Seilen und Angeln wiederkriegen kann; denn aus der Tiefe würde er die niedergesunkenen Robben nicht wieder herausholen können.„

„Im Winter sieht man diese abgehärteten Jäger wie Grönländer in Robbenfelle gekleidet auf dem Eise herumkriechen. Sie riechen auch wie Robben, und hintergehen zu gleicher Zeit die Augen, Ohren und Nasen derselben.„

Wir haben uns bey der Geschichte dieser Thierart gegen den eigentlichen Plan unserer Bibliothek etwas lange verweilt, theils um Naturforscher, welche Gelegenheit haben, diese Geschöpfe näher zu beobachten, auf das Mangelhafte in ihrer Geschichte und das einer näheren Untersuchung Würdige aufmerksam zu machen; theils durch Erzählung der Robbenjagd zu zeigen, wie weit den Menschen in jedem Himmelsstrich die Liebe zum Gewinnste führt, und wie er sich um eines geringen Vortheils willen oft den größten Gefahren aussetzt.

2) Die grönländische Robbe *); der Kopf glatt, ohne äußere Ohren; der Körper greisgrau, in den Seiten mit einem schwarzen Mondflecken.

Es wohnt dieses Thier, ebenfalls im tiefen Norden und besonders an den Küsten von Grönland, Newfoundland, Kamtschatka und an den westlichen Küsten des nördlichen Americas. Die Seehundjäger nennen es die Leyer oder das Herz, und die Zeichnung in den Seiten den Sattel. Es wird 9 bis 10 Fuß lang und hat eine ähnliche Lebensart mit dem gemeinen Seehunde, beynahe gleiche Größe, die Bewohner jener Gegenden ziehen auch eben die Vortheile von ihm, welche ihnen der gemeine Seehund gewähret, und der Thran von seinem Speck wird für den vorzüglichsten gehalten.

3) Die steifborstige Robbe **). Der Kopf glatt, ohne äußere Ohren, der Körper bleichbraun und von aufgerichteten Haaren rauhborstig.

Auch dieses Thier, welches eine Länge von 4 bis 9 Fuß erreicht, wohnt an den Küsten von Grönland und den östlichen Küsten des nördlichsten America's, besonders bey Labrador und in der Gegend der Hudsonsbay, und weiter nordwärts. Es lebt ein-

*) Phoca groenlandica. *Linn.* syst. nat. ed. 13. I. p. 64. n. 6.
Attarsoak. Cranz Beschreibung von Grönland S. 163.

**) Phoca hispida. Linn. l. c. n. nr. 7.
Schrebers Säugth. III. tab. LXXXVI.
Phoca foetida (wegen seines übelen Geruchs).
Muller Zool. dan. prodr. p. VIII.
Neitsek. *Cranz* Grönl. p. 164.

einsam, selten paarweis, nährt sich von Fischen und Krabben, und geht nicht ins hohe Meer, sondern hält sich an den Küsten und auf dem Eise in abgelegenen Bayen auf. Es ist den Bewohnern dieser nördlichsten Gegenden seiner Haut wegen so wichtig als der Seehund, und vorzüglich von dieser fertigen sie sich Kleidungen; allein sein Fleisch ist unbrauchbar, denn es ist so stinkend, daß es selbst den sonst gar nicht delicaten Grönländern Eckel erreget.

4) **Die gehäubte Robbe** *), der Kopf vorn gehäubt, der Körper grau.

Es wohnt dieses Thier, welches sich durch seine Haube auf der Stirne, die es aufblasen und bey stürmischem Wetter wie eine Mütze über die Augen ziehen kann, vorzüglich auszeichnet, und von den Seehundjägern der **gekappte Seehund** genennt wird, ebenfalls im tiefen Norden und zwar vorzüglich an den Ufern des mittäglichen Grönlands, des abendländischen Islands und von Neufoundland. Es übertrifft die vorhergehenden Robben an Größe, und seine Haut giebt den Bewohnern jener Gegenden noch bessere Kleidungen, als die Häute der vorhergehenden Thiere; denn unter den langen weißen Haaren, womit es ganz bedeckt ist, hat es noch eine sehr dichte, kurze, schwarze Wolle, welche sehr wärmend ist. Durch die verschiedenen Farben der langen Haare und der kurzen Wolle erscheint das Thier, wenn man es nicht in der Nähe betrachtet, grau. Sein Speck und sein Fleisch werden wie bey seinen Gattungsverwandten benutzt.

Von dem Seeelephanten (nr. 7.), für dessen Abänderung einige dieses Thier halten, unterscheidet

*) Phoca cristata. *Linn.* l. c. nr. 8.
Neitser-soak. Cranz Grönland I. S. 164.

es sich 1) durch die standhaft geringere Größe; 2) durch die Lage der Haube, welche hier auf der Stirne und beym Seeelephanten auf dem Rüssel steht; 3) hat es keine so große, hervorstehende, Eckzähne, wie die Elephantenrobbe.

5) **Die bärtige Robbe** *). Der Kopf glatt, ohne äußere Ohren, der Körper schwärzlich.

Wohnt an den Ufern des nördlichen Schottlandes und südlichen Grönlandes, desgleichen bey Island, wo sie sehr gemein ist. Sie erlangt eine Länge von 12 und mehreren Fuß. Die Haut ist mit schwärzlichen Haaren sehr dichte besetzt, und dienet deswegen den Bewohnern jener Gegenden sehr gut zu Kleidungen, desgleichen wird sie zu Kofferüberzügen und selbst zu Schuhen und Stiefeln verwendet. Fleisch und Speck werden wie bey den Gattungsverwandten benutzt.

Bartrobbe wird dieses Thier von seinen vorzüglich großen gekrümmten Barthaaren genennt. Nach einigen soll es das Weibchen der vorhergehenden seyn.

6) **Die Bärenrobbe, der Seebär** **). Mit äußeren Ohren, welche kurz und zugespitzt sind, und einem zottigen schwarzen Haare.

Ein merkwürdiges Thier, welches uns Steller a. a. O. zuerst ausführlich und genau beschrieben hat. Es

*) Phoca barbata. *Linn.* l. c. p. 65. nr. 9.
Muller Zool. dan. prodr. p. VIII.
Grand phoque. *Buffon* hist. nat. XIII. p. 333.
Ursuck. Cranz Grönl. I. S. 165.

**) Phoca ursina. *Linn.* l. c. p. 62. nr. 1.
Schreb. Säugth. III. p. 289. tab. LXXXII.
Ursus marinus. *Steller* nov. act. petrop. II. p. 331. tab. 15.

Es wohnt an den Küsten von Kamtschatka, der Beringsinsel, und überhaupt in dem ganzen Meere zwischen Asien und America, desgleichen an den Küsten von Neuseeland und anderer Inseln des stillen Oceans. Es wird an die 9 bis 12 Fuß lang. Sein ganzer Körper ist mit einem zottigten schwarzen Haare bedeckt, und sein Kopf, welcher einem Bärenkopfe gleicht, hat kurze zugespitzte Ohren. Es schwimmt sehr schnell und gleichsam mit Ungestüm. Steller versichert, daß es in einer Stunde zwey deutsche Meilen zurückzulegen im Stande sey. Die Männchen leben in Vielweiberey mit den Weibern und Jungen in Heerden zu 120 und mehreren beysammen. Die Begattung geschieht an den Ufern, wobey die Weibchen auf dem Rücken liegen (in welcher Lage sie von den Menschen oft überrascht, und weil sie sich nicht schnell genug umwenden können, todtgeschlagen werden.) Sie sind wenig Menschenscheu. Wenn man ihnen einen Stein vorwirft, so beißen sie, wie ein Hund, in denselben. Sie ruhen gern an der Sonne auf Steinen, und jedes hat seinen eigenen Stein, auf den es sich beständig legt, und den es gegen jedes, das ihn ihm rauben will, vertheidigt. Sie gerathen oft über die Weibchen, das Lager und über andere Dinge, wo eines dem andern Eintrag thun will, in heftigen Streit. Wenn das eine in Gefahr ist seinem Gegner zu unterliegen, so kommt ihm ein anderes zu Hülfe, hierauf dem andern wieder ein anderes, damit nicht zwey gegen einen streiten, und so werden sie nach und nach alle in den Krieg verwickelt. Wenn sie traurig sind, vergießen sie reichliche Thränen. Ihre Stimme gleicht in der Ruhe dem Blöcken einer Kuh, beym Streite dem Brummen eines Bärs, nach einem Siege dem Girren einer Henne, und wenn sie den Kürzern gezogen, dem Zischen einer Katze oder Meerotter.

Die Fetthaut ist am Leibe an 4 Zoll dick. Das Fett und Fleisch der alten Männchen erregt Eckel und Erbrechen; der Weibchen ihres hingegen schmeckt fast wie Lammfleisch. Die Jungen gebraten schmecken fast wie Spanferkel. Die Felle dienen zum Beschlagen der Koffer. Die Kamtschadalen besohlen damit ihre hölzerne Schneeschuhe, so, daß die Haare hinterwärts stehen; die sibirischen Bauern fassen ihre Pelzröcke damit ein. Die Felle der aus der Mutter geschnittenen Jungen werden unter die Kleider gefüttert und theuer bezahlt.

7) Die Elephantenrobbe; der Seeelephant *). Auf dem Rüssel eine haarige aufgeblasene Haube; die Hundszähne der untern Kinnlade hervorstehend; die Haare des Schnauzbartes weiß und roth geringelt.

Es bewohnt dieses ungeheure Thier den südlichen Ocean und vorzüglich die Ufer des südlichen Africa's und America's. Molina a. a. O. giebt uns die genaueste und beste Nachricht von ihm, welche ich hier mit dessen eigenen Worten mittheilen will.

„Der Lame (wie es in der chilesischen Sprache genennt wird) ist von so außerordentlicher Größe, daß er nahe an zweyundzwanzig Fuß Länge und funfzehn Fuß im Umfange, unter der Brust gerechnet, kommt. Unter der Nase hat er einen Kamm oder glandulöse Hervorragung, fünf Zoll hoch, welche er so auf-

*) Phoca elephantina. Molina Nat. Gesch. von Chili S. 248. nr. 3.
Phoca leonina. *Linn.* l. c. p. 63. nr. 2.
Schrebers Säugth. tab. LXXXIII.
Bougainvilles Reise um die Welt, in der Sammlung der neuesten Reisebeschreibungen Th. XI. S. 503.
Loup marin. *Pernetty* voy. p. 40. tab. XI. fig. 1.

aufblasen kann, daß er damit die ganze Stirne bedecken kann. Es ist dieses vielleicht ein Vertheidigungswerkzeug, das ihm von der fürsorgenden Natur gegeben ist, um die Streiche abzuhalten, die an diesem empfindlichen Theile allen Thieren dieser Gattung tödtlich sind. Die Hundszähne der untern Kinnbacken, die vier Zoll hervorstehen, geben ihm, vereint mit dem Rüssel, das wilde Ansehn eines Elephanten. Seine vier Füße haben jeder fünf wohl abgetheilte und mit krummen Klauen bewaffnete Zeehen, die halb mit einer lederartigen und am Ende ausgeschnittenen Haut bedeckt sind. (Die hintern Füße machen mit dem zwey Zoll langen Schwanze ein einziges Stück.) Die Ohren scheinen beym ersten Anblicke abgestumpft, aber wenn man sie näher betrachtet, siehet man, daß sie sich vier oder fünf Linien über das Haar erheben und beynahe wie die Ohren des Hundes gestaltet sind. Seine ganze Haut ist nur mit einer Art Haar bedeckt, das von verschiedener Farbe, bald kastanienbraun, bald dunkelbraun, bald weißlicht, und obgleich ziemlich kurz und dicht, doch weich ist. Das Weibchen ist ein wenig kleiner, feiner gebaut als das Männchen, und hat nur eine geringe Spur von Rüssel auf der Nase.„

Es leben diese Thiere meistens in Gesellschaft und streifen während des Sommers gern im Meere herum; bey Annäherung des Winters aber ziehen sie sich an die Ufer zurück, um der Fortpflanzung ihres Geschlechts zu warten. Beide Geschlechter haben ihre Geburtstheile am äußersten Theile des Unterleibes. Bey der Begattung setzen sie sich auf die Hinterfüße und umfassen sich mit den Vorderfüßen. Die Weibchen werfen im Frühlinge eines, zwey, selten drey Junge. Sie gehen auch aufs Land und suchen sumpfige Oerter, in welchen sie sich wälzen und wie die Schweine schlafen, während daß einer an einem er-

habenen Orte auf der Wache steht, und im Fall eines Ueberfalls die andern mit schrecklichem Brüllen benachrichtiget.

„Diese Thiere geben, weil sie weit fetter als andere ihrer Gattung sind, eine größere Menge Oel; man sieht bey der geringsten Bewegung, welche sie machen, ihr weiches Fett unter der Haut wallen, daher sie auch von einigen Oelwölfe genannt werden. Die Männchen, die sich bis zum äußersten von der Liebe hinreißen lassen, sieht man oft mit Nebenbuhlern von derselbigen Art um die Weibchen bis zum Tode streiten. Daher kommt es, daß man selten eines findet, das nicht die Haut voll Narben habe. Sie streiten mit unglaublicher Wuth, wie tolle Hunde; unterdessen halten sich die Weibchen in der Entfernung, und erwarten das Ende, bereit, dem Sieger Beyfall zuzurufen und ihm zu folgen. So machen sich die stärksten ein zahlreiches Serail, und von ihren Sultaninnen, die sie den schwächern nahmen, begleitet, gehen sie triumphirend durch den weiten Ocean *).

Die Nahrung dieser Thiere besteht in großen Fischen. Sie nützen durch ihr Fett, welches am Feuer oder an der Sonne ausgelassen sehr guten Thran giebt. Das Fleisch ist grob. Die Haut kann zu Ueberzügen der Reisesäcke und Koffer, und gegerbt zu Schuhmacherarbeit gebraucht werden.

8) Die Löwenrobbe; der Seelöwe **).
Im Nacken (des Männchens) eine krause Mähne.

Sie bewohnt das ganze stille Meer, vorzüglich aber findet man sie an den Küsten von Patagonien, Chili

*) Molina a. a. O.
**) Phoca leonina. Molina N. G. von Chili S. 250.
Phoca jubata. *Linn.* l. c. nr. p. 63. Schreber Säugth. tab. LXXXIII. B.
Lion marin. *Pernetty* voy. II, p. 47. tab. 10.

Chili und Peru, der Falklands-Inseln und an dem ganzen Inselstriche, welcher sich von Kamtschatka bis nach America erstreckt. „Es hat der Seelöwe (sagt Molina a. a. O.) einen beweglichern, feinern und besser gebildeten, obgleich eben so konisch gebildeten Körper, als alle andere Robben; sein Haar, das hellgelb ist (oft auch eine rothe Rindsfarbe hat) ist von den Schultern bis zum Schwanze ziemlich kurz, aber am Halse und Kopfe eben so lang wie Ziegenhaar. Diese auffallende Mähne, die ihn gewissermaßen dem africanischen Löwen gleich macht, giebt ihm das ausschließliche Recht den Namen Seelöwe zu führen. Sein Kopf gleicht dem des Löwen, so wie auch seine Nase, die breit und platt, aber von der Mitte bis zum Ende ohne Haare ist. Die Öhren sind beynahe rund und erheben sich vom Kopfe nur sieben bis acht Linien. Seine Augen sind munter und lebhaft und haben eine grünliche Pupille. Die Oberlippe ist so, wie die des Tigers und anderer Raubthiere, mit langen weißen Barthaaren besetzt. Sein Maul ist weit geöffnet und mit 34 wie Elfenbein weißen Zähnen bewaffnet, die sehr groß und dichte und mit zwey Theilen in die Zahnhöhlen gefaßt sind; die mittelmäßigen haben vier Zoll Länge und achtzehn Linien im Durchschnitte. Die Hundszähne stehen nicht heraus, wie die der Lami (Seeelephanten). Die Vorderfüße sind knorpelicht und in Betracht der Masse des Körpers kurz, gegen das Ende theilen sie sich in fünf Zeehen, die mit Klauen bewaffnet und durch eine Haut, wie bey der Elephantenrobbe, verbunden sind. Sein Körper, der nach hinten dünner wird, theilt sich am Ende in zwey ziemlich kurze Stücke, welche die Hinterfüße bilden, gelenkt sind und fünf ungleiche Zeehen haben, die beynahe wie die Finger der menschlichen Hand beschaffen sind. Eine rauhe Haut vereinigt diese Finger unter sich

vom

vom ersten Gliede bis zum dritten, theilt sich darauf und umgiebt sie bis zum untersten Theile der Nägel, und verlängert sich noch ein wenig über diese heraus. Mitten zwischen diesen so gebildeten Füßen liegt der schwarze, kaum eine Spanne lange Schwanz.

Das Weibchen ist weit kleiner, als das Männchen, und hat, wie die africanische Löwin, keine Mähne. Es hat zwey Brüste und wirft ein einziges Junges, dem es die Milch mit wahrem Gefühl von Zärtlichkeit reicht. Pernetty schreibt, a. a. O. daß es an den Malouinen Seelöwen gebe, die eine Länge von 25 Fuß hätten. Die größten, welche Molina im Meere von Chili sah, waren nur 13 bis 14 Fuß lang. Wenn sie verwundet werden, (erzählt Molina) stürzen sie sich gleich ins Meer, und so wie sie weiter gehen, lassen sie lange Streife von Blut hinter sich, die man noch sehr weit unterscheiden kann. Finden sie die Elephanten- und Wolfsrobben in diesem Zustande, so werfen sich diese auf sie, zerreißen sie sogleich und verzehren sie. Wenn hingegen eine Elephanten- oder Wolfsrobbe sich verwundet ins Meer wirft, so wird sie, ob sie gleich auch viel Blut vergießt, doch nie angegriffen, noch von Seelöwen oder irgend einem andern Thier dieser Art gefressen.

Auch diese Thiere werden sehr fett, und werden eben so, wie die Seeelephanten, benutzt.

9) Die Wolfsrobbe; der Seewolf*). Mit Ohrenansätzen und vierzeehigen Vorderfüßen.

Dieses Thier, welches die Franzosen und Spanier den kleinern Seewolf, und die Chileser Urignenen-

*) Phoca lupina. Molina N. G. von Chili S. 244.

Phoca

nennen, wohnt im stillen Meere und vorzüglich an den Ufern von Patagonien und Chili, im indischen Ocean, im atlantischen und mittelländischen Meere, und hat mit dem gemeinen Seehunde, welcher die nordischen Meere bewohnt, sehr viele Aehnlichkeit. Seine Größe und Farbe sind verschieden. Man findet welche von drey, sechs, auch acht Fuß lang, bald braun, bald grau, bald weißlicht; aber diese Verschiedenheiten machen, wie es scheint, höchstens nur Spielarten. Sein Körper, der vorn ziemlich dick ist, nimmt, wie bey den Fischen, bis zu den Hinterfüßen ab, welche, durch eine Haut vereinigt, den äußersten Theil davon machen. Seine Haut ist hart und mit zweyerley Haar besetzt; das eine ist weich und kurz, wie das der Ochsen, das andere länger und rauher. Der Kopf ist dick und meist rund, er gleicht dem Kopfe eines Hundes, dem die Ohren nahe am Kopfe weggeschnitten sind; denn statt der Ohren zeigen sich nur Löcher mit Rändern oder Ansätzen von äußern Ohren. Die Augen sind ziemlich groß, convex, und mit langen Augenbraunen, auch einigen einzelnen langen Wimpern besetzt. Die Nase ist der eines Kalbes ziemlich ähnlich; die Schnauze kurz, stumpf und oberhalb mit langen Barthaaren besetzt. Beide Lippen sind gleich, die obere aber, wie bey den Löwen, etwas ausgeründet. Das Maul ist mit 34 Zähnen besetzt, nemlich mit zehn Schneidezähnen, sechs oben und vier unten, vier Hundszähnen und zwanzig Backenzähnen. Diese Zähne sind nur gegen die

Phoca pusilla. *Linn.* syst. nat. ed. 13. T. I. p. 65. nr. 10.
Loup marin. *Ulloa* voy. II. p. 2. nr. 26.
Veau marin. *Dampier* voy. I. p. 116.
Petit phoque. *Buffon* hist. nat. XIII. p. 333. tab. 53.

die Spitze dicht, ihre Basis, oder der Theil, den die Zahnhöhlen fassen, ist inwendig hohl. Die Zunge ist der von einem Kalbe ähnlich. Die beiden Vorderfüße haben zwey sichtbare Articulationen, nemlich die des Arms mit dem Schulterblatte, und die des Vorderarms mit der Hand. Die Knochen der Vorderhand, so wie die der Finger, sind knorpelig und in eine harte Membran, wie in einen Handschuh eingeschlossen. Dieser verwachsenen Finger sind vier an jeder Hand, und hierinnen unterscheidet sich der kleine Seewolf von allen übrigen Robbenarten, welche alle fünf Zeehen haben. Die Hinterfüße sind wie bey dem Seelöwen gebildet, und der zwischen ihnen hervorragende Schwanz ist kaum zwey Zoll lang.

Männchen und Weibchen begatten sich im Herbste wie die Elephanten; und Löwenrobben, und letzteres wirft im Frühlinge eines, zwey, selten drey Junge. Die Weibchen sind schöner als die Männchen, und haben einen längern und freyern Hals. Zwischen der Haut und dem Fleische haben sie, wie alle Seesäugthiere, ein mehr als fünf Zoll dickes weiches Fett, das leicht zu Oel gemacht wird. Sie haben auch viel Blut, und wenn sie verwundet werden, springt eine große Menge davon mit Gewalt aus ihren Adern. Ungeachtet der unvortheilhaften Bildung ihrer Füße springen sie doch auf die höchsten Felsen, wo sie gerne schlafen. Die Fortbewegung ihres Körpers gehet jedoch auf der Erde so schwer, daß sie eher sich zu schleppen als zu gehen scheinen. Und doch ist es gefährlich ihnen gar nahe zu kommen, weil sie den Hals so geschwinde zur Rechten und zur Linken bewegen, daß sie mit ihren schrecklichen Zähnen leicht einen Menschen mitten durchschneiden können. Wenn sie jemanden nahe vorbeygehen sehen, öffnen sie das Maul so weit, daß eine Kugel von einem Fuß im Durchschnitte hineinginge.

Im

Im Meere schwimmen sie mit unglaublicher Geschwindigkeit. Sie sind nicht gern lange unter dem Wasser, strecken auch oft den Kopf heraus, um Luft zu schöpfen, und zu sehen, ob nicht ein Pinguin oder anderer Wasservogel, die sie gern essen, in der Nähe sey. Die großen brüllen wie die Ochsen, oder grunzen wie die Schweine; die kleinen blöken bald wie Lämmer, bald wie Kälber.

Diese Art Robben ist an der ganzen Küste von Chili und an allen Inseln, die sich in ihrem Meere befinden, sehr gemein, so daß mehrere Reisende versichern, wann man in einer Nacht tausend tödtete, man den andern Tag den Abgang nicht merken würde. Sie werden am leichtesten dadurch getödtet, daß man ihnen mit einem Stock in die Nase, als ihren empfindlichsten Theil, stößt. Ihre Häute dienen zu verschiedenem Gebrauche. Sie erhalten, wann sie gut bereitet werden, eben das Körnige, als der Korduan, und wenn sie auch nicht so fein sind, so haben sie doch mehr Festigkeit und schaben sich auch nicht so leicht ab. Die Chilesen machen eine Art von Schwimmmaschine daraus, vermittelst welcher sie über die Flüsse setzen oder im Meere fischen. Diese Maschinen bestehen aus zwey großen mit Luft gefüllten und acht bis zehn Fuß langen Bällen, die aus den genannten Fellen zusammengenähet und mit zwey oder drey Querstücken Holz verbunden sind. Auch machen sie Stiefel und Schuhe daraus, welche, wann sie gut genähet sind, dem Wasser widerstehen. Ihr Fett giebt ein gutes zum Gerben und zum Brennen taugliches Oel, welches, weil es beständig klar bleibt, dem Thrane vorgeht. Das frische Fleisch soll auch zum Kochen gut seyn und wie Schweinefleisch schmecken. Schon den Alten war dieses Thier bekannt. Aristoteles nennt es Φωκη, und Plinius gedenkt seiner unter dem Namen vitulus marinus.

10) **Die Schweinsrobbe; das Seeschwein** *). Der Kopf mit äußern Ohren; die Schnauze hervorragend und abgestutzt.

Nach Molina ist diese Robbe, die man selten an den Ufern von Chili sieht, drey oder vier Fuß lang, an Gestalt, Haar und Lebensart der vorhergehenden gleich, und unterscheidet sich von ihr a) durch die deutlichern äußern Ohren; b) durch die Schnauze, die länger ist und sich wie ein Schweinsrüssel endiget; c) an den Vorderpfoten, die fünf gut gebildete, aber ganz mit einer Haut bedeckte Zeehen haben. Der Name Meerschwein, sagt Molina, ist vielen Seethieren gegeben, paßt aber auf keines außer diesem.

11) **Die Münchsrobbe; der Seemönch** **). Der Kopf ohne äußere Ohren; in jeder Kinnlade vier Schneidezähne; die Hände der Vorderfüße unzertheilt, die Hinterfüße klauenlos; die Haare schwarz, weichlich, und wann sie trocken sind, in die Höhe stehend.

Es wohnt diese Robbenart, welche, wie man aus der angeführten Diagnose ersehen kann, sich von allen vorbeschriebenen Robbenarten hinlänglich unterscheidet, in dem mittelländischen Meere, erreicht eine Länge von 8 bis 12 Fuß, und wird ohngefähr 500 bis 600 Pfund schwer. Sie nährt sich von Fischen und Seetang, bellt beynah wie ein Hund, aber etwas heiser, und heulet auch zuweilen. Sie hat einen flachen Scheitel, eine wenig erhabene Stirne, einen nicht sehr gewölbten und eine stumpfe Ecke bildenden Hin-

*) Phoca porcina. Molina a. a. O. S. 248.

**) Phoca Monachus. *Linn.* l. c. p. 64.
Münchsrobbe. Hermann in den Beschäft. der berlin. Gesellsch. naturforsch. Freunde, Th. IV. S. 456. ff. Tab. XII. und XIII.

Hinterkopf, große weite Naselöcher und eine breite Schnauze. Der Oberkiefer ist wenigstens viermal dicker als der untere, den man gar nicht bemerkt, wenn das Thier nicht den Rachen öffnet, oder sich aufrichtet, daß man es von der Seite betrachten kann. Der Hals ist beträchtlich stark, und das Thier mag ihn ausdehnen oder zusammenziehen, dicker als der Kopf, welcher im Verhältniß zum Thiere klein ist. Der Körper hat die gewöhnliche Bildung der Robben. An den Vorderfüßen sind die Zeehen so mit einer Haut überzogen, daß sie gleichsam in einem Handschuh zu stecken scheinen und sich nur durch die vorstehenden Nägel unterscheiden. Die Hinterfüße, welche sehr breit und ebenfalls in eine solche Haut versteckt sind, sind ganz klauenlos und flossenähnlich. Die Hauptfarbe des Thiers ist die schwarze. Auf dem Kopfe ist eine Menge kleiner rundlicher und ins Graue schießender Fleckchen; die Kehle und der vordere Theil des Halses sind noch scheckigter, und die Flecken fallen ins Gelblichte. Auf dem Rücken kreuzen sich eine Menge von weißlichten Striemen, und am Bauche ist in der Gegend des Nabels ein großer schmutzig-weißer Flecken, der fast viereckigt, an den Seiten aber verschiedentlich gekerbt und gezackt ist.

Prof. Hermann, der ein solches Thier im Jahr 1779 zu Strasburg sah und davon a. a. O. die genaueste Beschreibung geliefert hat, beschreibt es als ein sehr neugieriges und gelehriges Thier, und sagt von ihm: Es mochte des Morgens trocken liegen oder schon Wasser bekommen haben, so schleppte es sich des Tages mehrmalen, indem es sich mit dem Hals und den Vorderpfoten half, über den Rand seines Behälters und lag mit seinem Vorderleibe heraus, legte seine Vorderfüße ganz breit ausgestreckt über das Seitenbrett, begaffte die Zuschauer, und ließ sich, ohne einige Furcht zu zeigen, beschauen und betasten.

In dieser Stellung sah es von hinten einem schwarzen Mönche nicht unähnlich, indem sein glatter runder Kopf einen in eine Capuze gehüllten Menschenkopf und seine Schultern mit den kurzen ausgestreckten Füßen zwey unter einem Scapulier hervorragende Ellenbogen vorstellten, von dem sich eine lange ungefaltete schwarze Kutte herabsenkt. Von dieser Aehnlichkeit nennt Hermann dieses Thier Münchsrobbe.

XIV. Gattung: Der Hund, Canis.

Der Gattungscharacter sämmtlicher hundeartiger Thiere ist folgender:

In der oberen und unteren Kinnlade stehen sechs ungleich lange Vorderzähne, wovon einige tief gefurcht sind;

Die Eckzähne stehen einzeln, sind lang, spitzig und gekrümmt;

Die Backenzähne sind zackig und sechs bis sieben auf jeder Seite.

An den Füßen sind vorne fünf und hinten vier mit unbeweglichen Nägeln versehene und an ihrer untern Fläche durch eine Art Schwimmhaut verbundene Zeehen.

Die Nahrung der hundeartigen Thiere besteht vorzüglich in Fleisch, daher sie alle heißhungerig und reißend sind. Sie steigen nicht auf die Bäume, laufen aber schnell. Das Weibchen gebährt mehrere Junge auf einmal und säugt sie eine Zeitlang an seinen Brüsten, deren es zehen hat, nemlich 4 auf der Brust und sechs am Bauche. Sie haben einen flachen Scheitel und eine schmälere Schnauze. Der Rumpf ist vorn dicker und hinten schlanker. Die männliche Ruthe ist höckerig, wodurch bey der Begat-

gattung ein Zusammenhängen, bis sich der männliche Saamen ergossen hat, verursacht wird.

Wir bemerken von den hierher gehörigen Thieren folgende Arten:

1) Der eigentliche Hund *). Der Schwanz krumm in die Höhe und meistens nach der linken Seite hin gebogen.

Der Hund ist ein allgemein zu bekanntes Thier, als daß wir nöthig hätten, unsern Lesern hier eine vollständige und weitläuftige Beschreibung und Geschichte von ihm vorzulegen, und wir verweisen diejenigen, welche eine solche gerne lesen möchten, auf die angezeigten Schriften von Götze und Bechstein, wo alles, was sich vom Hunde nur sagen läßt, erschöpft ist. Nur über die Frage: haben alle Hunderacen einen gemeinschaftlichen Stammvater gehabt, oder ist er keine ursprüngliche Art, sondern von andern ähnlichen Thieren entstanden? wollen wir einiges sagen.

Der Hund ist seit uralten Zeiten über die ganze Erde verbreitet, und gegenwärtig ist fast keine Himmelsgegend, wo er sich nicht finden sollte, aber eben dieses, und die mannigfaltigen Formen und Gestalten, die mannigfaltigen Racen, Abänderungen und Spielarten, in welchen er erscheint, machen es äußerst schwer, wo nicht unmöglich, sein wahres, ursprüngliches Vaterland auszumachen, ja es ist unter den Naturforschern noch streitig, ob der Hund wol einen einzigen gemeinschaftlichen Stammvater habe, oder ob er nicht vielmehr aus der Vermischung dreyer verwand-

*) Canis familiaris. *Linn.* l. c. p. 65. sqq.
Bechstein N. G. Deutschl. I. S. 190. ff.
Dessen N. G. des In- und Auslandes I. S. 67.
Götze europ. Faun. I. S. 73.

wandter Hauptarten, die zuerst erschaffen worden, nemlich des Fuchses, Wolfes und Schakals (canis aureus) entstanden und durch fortgesetzte Bastardbegattungen der dadurch zuerst entstandenen Racen, sodann durch Clima, Lebensart und andere einwirkende Verhältnisse in so mannigfaltige Racen und Abänderungen ausgeartet sey. Und diese Meinung hat vieles für sich. Man glaubt zwar, sagt Götze a. a. O., der Schäfer- oder Hirtenhund sey der erste Schöpfungshund oder Stammvater aller übrigen Hunde gewesen; allein ohne Grund, ohne Beweis, ohne Erfahrung. Man vergleiche nur damit den Bullenbeißer, den Dachshund und den Windhund. Wie abstechend ist der Körperbau dieser Hunde gegen den Schäferhund! Ein sicheres Merkmal, daß sie auch zu ganz andern Absichten mit einem für dieselben eingerichteten Körper versehen sind. Schwerlich kann man sie daher für ausgeartete Schäferhunde halten, denen doch die in America verwilderten europäischen Hunde ziemlich gleichen, und im südlichen Theile dieses Welttheiles haben die Spanier Hunde angetroffen, die lange vor ihrer Ankunft in diesem Welttheile einheimisch gewesen sind. Unmöglich kann also der Schäferhund der einzige und erste Stammvater aller Hunde seyn. Denn die zottigen Hunde sind erst in den nordischen Gegenden langhaarig geworden. Und diejenigen, welche auf den ältesten Kunstwerken abgebildet sind, sind völlig glatt. Ja! was das merkwürdigste ist, es sind theils Windspiele, theils Bullenbeißer, die man daselbst abgebildet findet.

Die Aegyptier haben bekanntermaßen den Hund von den ältesten Zeiten her als eine Gottheit verehrt, und eben dieses geschah in älteren Zeiten in Japan, und geschieht noch heutzutag in einigen Gegenden dieses Reiches, worin er sehr zahlreich ist. In Kongo und Unteräthiopien, nach dem Cap zu, lebt er ver-

wil-

wildert in ganzen Heerden, die alles zerfleischen und würgen, was ihnen vorkommt, und die es mit Löwen und Tigern aufnehmen.

In Grönland und Sibirien ist er ebenfalls sehr häufig, und sie bekriegen die weißen Füchse und verfolgen die weißen Bären bis auf die Eisschollen. Sogar in den neu entdeckten Südländern hat man Hunde angetroffen.

Und wenn man die verschiedenen Hunderacen betrachtet, so hat eine jede ihre besondere angestammte Sitten und Triebe, welche sich unverändert bey ihr fortpflanzen, und der ganze Körperbau ist auch so eingerichtet, daß das Thier seinen eingepflanzten Trieben zu folgen, und die Absicht seines Daseyns zu erfüllen im Stande ist. Z. B. der Dachshund hat die Neigung, den Trieb, die Thiere in der Erde aufzusuchen, die Natur gab ihm also bey einem starken Körper kurze krumme Beine, um sie unter der Brust zusammenzulegen und desto besser kriechen zu können. Das Windspiel hat die Neigung, den Trieb, seine Beute in schnellem Laufe zu fangen, sein ganzer Körperbau ist daher auch zu dieser Absicht eingerichtet. Der Hirten- oder Schäferhund ist vor andern mit langen zottigen Haaren versehen. Warum? Weil es sein Beruf erfordert, bey Tag und Nacht, in Wind und Wetter die Heerde zu bewachen.

Aus diesem allen macht man nun den Schluß, daß der Hund keine ursprüngliche Art sey und nicht einen einzigen gemeinschaftlichen Stammvater könne gehabt haben.

Doch sprechen auch starke Gründe für die Meinung, daß der Hund einen einzigen ursprünglichen Stammvater gehabt habe, folglich alle Hunde nur zu Einer Art gehören.

Wir wollen auch diese Gründe unsern Lesern vorlegen, und ihnen dann überlassen, welche Meinung sie für die richtige halten wollen.

1) Die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß, um die Ordnung der Natur zu erhalten, im Thier- und Pflanzenreiche die aus der Begattung zweyer verschiedenen Arten entstandenen Geschöpfe sich nicht fortpflanzen können. Die Begattung solcher hybriden Geschöpfe unter sich ist allezeit ganz unfruchtbar; begatten sie sich aber mit einem Geschöpfe von einer der beiden Arten, aus welchen sie entstanden sind, so bleibt zwar auch in den meisten Fällen der Coitus unfruchtbar, aber wenn er fruchtbar wird, so sieht man deutlich, wie die daraus entspringenden Geschöpfe wieder in die Mutter- oder Vaterart zurückkehren. Bey dem Hunde hingegen begatten sich alle die verschiedenen Racen unter einander und bringen fruchtbare Junge zur Welt. Selbst wann sie in der Größe so differiren, daß unter ihnen keine Begattung statthaben kann, so zeigen sie doch die Neigung und die Triebe dazu. Dahingegen hat man wirklich Beyspiele, daß von Wölfen und Hunden gefallene Bastarte, wenn sie sich unter sich begatteten, unfruchtbar waren, wenn sie sich aber mit Hunden begatteten, Junge brachten, die in die Hundeart zurückkehrten.

2) Alle Hunde haben, wie der Augenschein lehrt, im allgemeinen einerley Triebe. Zwar ist eine Race gelehriger wie die andere, geselliger und folgsamer wie die andere, indessen bemerkt man doch auch hierin eine gewisse Aehnlichkeit, und der Unterschied liegt blos in dem Mehr und Weniger; und viele Eigenschaften, welche wir gegenwärtig an manchen Hundsracen bewundern, und wodurch sie uns so vorzüglich nützlich werden, sind gewiß nicht in dem hohen Grade, in welchem wir sie gegenwärtig sehen, sondern nur als

rohe Anlagen in ihnen vorhanden gewesen, und nur durch den Fleiß der Menschen ausgebildet worden. Bey der einen Race wurde diese, bey der andern jene Anlage, je nachdem sich der Körperbau des Thiers dazu schickte, vorzüglich ausgebildet, und so wurde durch die Folge der Zeit, durch die fortgesetzte Benutzung und weitere Ausbildung mehrere Generationen durch, bey der einen Race diese, bey der andern jene Eigenschaft und Neigung die herrschende, und so ist der Körper nicht um der Neigung und der Triebe willen so gebildet worden, sondern diese Triebe, diese Neigungen, diese Eigenschaften, welche wir gegenwärtig so vorzüglich bey dieser oder jener Hunderace ausgebildet und hervorleuchten sehen, sind Folge von dem Körperbaue, und der Anwendung, die man von ihm gemacht hat. Wir haben ja bey dem edelsten der Geschöpfe, bey dem Menschen, die häufigen Beyspiele, daß Triebe und Neigung, Tugenden und Laster sich in Familien eben so wie die körperlichen Bildungen fortpflanzen.

3) Unter sämmtlichen Hunderacen, sie mögen auch noch so verschieden unter einander seyn, sehen wir immer eine wechselseitige Freundschaft und Zuneigung, keine verfolgt, zerreißt oder frißt gar die andere, welches schon auf eine ursprüngliche Verwandtschaft, auf einen gemeinschaftlichen Ursprung schließen läßt. Zwischen Hunden, Füchsen, Wölfen und Schakals finden wir keine solche Freundschaft, keine solche wechselseitige Zuneigung, sondern Haß und Feindschaft, und eine Art verfolgt und zerreißt die andere.

Die allgemeine Verbreitung des Hundes, und daß man den eigentlichen wilden Stamm nicht mehr findet, beweist nicht, daß er darum auch keinen einzigen, gemeinschaftlichen Stammvater gehabt habe. Wahrscheinlich war der Hund von uralten Zeiten her, wahr-

wahrscheinlich schon lange vor der letzten großen Revolution, welche, wie die Urkunden der Natur zeigen, so allgemein die Erde betroffen hat, ein allgemein verbreitetes Hausthier; wahrscheinlich war er schon in diesen ältesten Zeiten durch Clima, Lebensart und andere einwirkende Ursachen in mehrere Racen ausgeartet; vielleicht wurde in dieser allgemeinen Revolution die ursprüngliche Heimath des Hundes in den Wassern begraben, und nur verschiedene Racen blieben in den hohen Lagen des trocknen Landes, welches nichts von den Fluthen litte, erhalten, und so wird es begreiflich, woher es komme, daß wir den Hund in mannigfaltigen Abänderungen über die ganze Erde verbreitet, nirgends aber ursprünglich heimisch und wild finden. Welchen Einfluß Clima, Lebensart und andere Verhältnisse auf körperliche Bildung haben, sehen wir nicht nur bey allen unsern Hausthieren, Säugthieren so wohl, als Vögeln, bey allen unsern Gartengewächsen, sondern auch bey dem Menschen selbst; warum sollte der Hund allein hier eine Ausnahme machen?

Die mannigfaltigen Hunderacen, nebst ihren Unterracen, in welche sie sich getheilt haben, herzuzählen, desgleichen von den Sitten, Trieben und Neigungen des Hundes überhaupt, und jeder Race insbesondere, weitläuftig zu reden, glaube ich nicht nöthig zu haben, es würde dieses doch weiter nichts, als Wiederholung desjenigen seyn, was die angeführten Schriftsteller so vortrefflich ausgeführt haben, so daß ich meine Leser auf diese vortreffliche Schriften, die doch gewiß in sehr vielen Händen sind, hinverweise. Nur einiges Allgemeine muß ich hier noch erwähnen und zuletzt einige der vorzüglichsten Hunderacen anführen.

Wegen der Menge vorzüglicher Eigenschaften, womit die Hunde dem Menschen nützen, hat man sie,

wie

wie wir schon angeführt haben, seit undenklichen Zeiten der Wildheit entrissen. In ihnen vereinigen sich auf eine sehr nützliche Art Schönheit, Stärke, Gelehrigkeit, Feinheit der Sinne, und die bewundernswürdigste Zuthätigkeit und Treue gegen ihren Herrn. Sie wissen ihn, wenn sie ihn auch in sehr langer Zeit nicht gesehen, durch Geruch und Gehör von tausend Personen zu unterscheiden, verstehen seine Winke und Mienen, unterwerfen sich geduldig seinen Züchtigungen, vergessen die Beleidigungen sehr bald, und gedenken der Wohlthaten lange. Sie sind wachsam und beschützen Heerden, Häuser und Güter. Ja man hat die starken englischen Hunde zuweilen im Kriege gebraucht. Heinrich der Achte, König in England, schickte Kaiser Carl dem fünften vierhundert Soldaten und eben so viele Doggen gegen Frankreich zu Hülfe. Auch die Spanier brauchten sie in den Kriegen gegen die Wilden in America. Sie lassen sich auch zu allerhand künstlichen und lustigen Handlungen abrichten, als den Bratspieß und Schleifstein zu drehen, zu tanzen, zu trommeln. In einigen Ländern bedient man sich ihrer auch zum Ziehen, so in Grönland, Sibirien, Kamtschatka *) und auch in Frankreich und Brüssel. Vier bis fünf große starke Hunde ziehen drey erwachsene Personen und 60 Pfund Gepäcke sehr behende fort, und ihre gewöhnliche Ladung ist zweyhundert und vierzig Pfund. Sie laufen weit leichter über den Schnee hinweg, als Pferde und Rennthiere, und machen in einem Tage beladen zehn bis zwölf Meilen. Den größten Nutzen leisten sie dem Jäger, und in Norwegen gewöhnt man sie sogar zum Vogelfang und zum Klettern auf solche steile Anhöhen, wo sie die Nester der Wasservögel ausnehmen müssen, und wohin ihnen kein Mensch folgen kann.

*) S. Coocks dritte Reise um die Welt IV. Th. S. 34.

kann. Auch zum Fischfange lassen sie sich abrichten. Da ihr Fleisch so schmackhaft ist, wie Schöpsenfleisch, so hält man in Grönland, Ostindien, China und auf der Goldküste ganze Heerden, die man mästet, schlachtet und ißt. Das Fett schmeckt wie Gänsefett, und heilt innerliche Gebrechen, sonderlich auf der Brust. Die Haut wird bereitet, behaart und unbehaart zu allerley gebraucht. Sein Koth wird zum Bereiten des Saffians gebraucht. Bösartige Flechten und Engbrüstigkeit hat man glücklich dadurch geheilt, daß man junge Hunde mit ins Bett genommen hat. Sie bekamen diese Krankheit, und die Kranken genasen. Eben so sind Lähmungen der Arme durch das Schlafen des Hundes auf dem leidenden Theile und die Schmerzen des Podagra's durch das Lecken der Füße gelindert worden. Eben dieses Lecken heilt auch Wunden und Geschwüre *).

Der Hund ist mancherley Krankheiten unterworfen, von welchen Bechstein **) und Götze ***) weitläuftig geredet, und auch die Gegenmittel angezeigt haben. Unter allen diesen Krankheiten aber ist die Tollheit oder die Wuth die allerschrecklichste, und wir halten es der Mühe werth, das vorzüglichste von derselben hier kürzlich anzuführen.

Die Hunde werden vorzüglich im Alter damit befallen, und zwar entweder im Sommer bey allzugroßer Hitze, oder im Winter bey allzugroßer Kälte, vornehmlich wann sie sich aus der Kälte sogleich unter den warmen Ofen legen. Auch Mangel des frischen Wassers, zurückgehaltene Ausübung des Begattungstriebes, Genuß des vermoderten Fleisches in heißen Tagen und heftige Zahnschmerzen, womit die Hun-

*) Bechstein Naturgesch. des In- und Auslandes I. S. 75.
**) Nat. Gesch. Deutschl. I. S. 213. ff.
***) Europ. Fauna I. S. 98.

Hunde befallen werden, sind oft die Ursachen dieser fürchterlichen Krankheit.

Man unterscheidet gewöhnlich zweyerley Arten: 1) die hitzige oder reißende und 2) die laufende Wuth. Die erstere ist die allergefährlichste. Was einem solchen kranken Hunde begegnet, beißt und vergiftet er, es sey Mensch, Hund oder ein anderes Thier. Seine wie Glas glänzenden Augen sind etwas gebrochen, er trägt den Schwanz in die Höhe und schäumt nur wenig. Die mit der letztern Art behafteten Hunde laufen beständig, meilenweit von einem Orte zum andern, mit niedergesenktem Kopfe, haben rothe entzündete Augen, lassen die blaue Zunge heraus und den Schwanz herunter hängen, schäumen stark, suchen die Hunde auf und beißen sie, aber nicht leicht die Menschen. Diejenigen Hunde, welche sie blutig beißen, werden auch toll. Beide Arten von Tollheit lassen sich durch Merkmale vermuthen, auf die jeder Besitzer und Liebhaber der Hunde aufmerksam seyn muß. Der tollwerdende Hund wird nemlich traurig und schläferig, sucht die Einsamkeit, verkriecht sich, geht immer nach warmen Oertern, schleicht immer nach dem Futter ohne zu fressen, bekommt einen Abscheu für allem Nassen (die Wasserscheue, hydrophobia), läßt den Schwanz und die Ohren hängen, murrt immer, doch ohne zu bellen, und fällt ungewöhnlich fremde Menschen und Thiere an, die ihm zu nahe kommen. Wer diese Kennzeichen an seinem Hunde bemerkt, der thut am besten, er läßt ihn todt schießen, um dadurch der Gefahr eines größeren Unglücks zu entgehen. Vorzüglich sollen sich Liebhaber der Schooßhündchen diese Kennzeichen empfohlen seyn lassen, damit sie nicht die Vorboten der Wuth für eine gleichgültige Unpäßlichkeit oder Kränklichkeit ihres Lieblings ansehen *). Auch müssen wir solche Hundsfreun-

*) Bechstein N. G. des In- und Ausl. I. 77. und 78.

freunde sehr warnen, sich nicht von einem solchen Hunde lecken oder nur anhauchen zu lassen; denn es sind uns zwey traurige Beyspiele bekannt, daß blos auf diese Art diese fürchterliche Krankheit Menschen ist mitgetheilt worden.

Man hat diesem Uebel von langen Zeiten her durch Ausschneiden des sogenannten Tollwurms, einer weißlichen Sehne unter der Zunge, vorzubeugen gesucht. Allein man verursacht durch diese Operation dem Hunde vergebliche Schmerzen. Denn dieses Zungenband, das nur den Thieren dieser Gattung allein eigen ist, dient dazu, ihnen ihre besondere Art des Saufens, das in einem geschwinden Hin- und Herziehen der Zunge besteht, zu erleichtern. Raubt man es ihnen, so wird ihnen das Saufen erschwert, und sie werden nun eher in Gefahr gesetzt, toll zu werden, als dagegen gesichert. Herr Doctor Kühn beweist in seinen Beobachtungen über den Tollwurm *) den Ungrund der Meinung, daß durch Ausschneiden desselben der Hund gegen die reißende und laufende Wuth geschützt werde, und höchstens nur die sogenannte stille Wuth bekomme, hinlänglich, und führt Beyspiele an, da sich von einem solchen Hunde gebissene Personen auf die schrecklichste Weise zu Tode gerast haben.

Mit einem wirklich tollen Hunde eine Cur anzustellen, ist nicht zu rathen; denn es sind leider! Beyspiele bekannt, daß Menschen dabey unglücklich gewesen und gebissen worden sind. Man schießt ihn daher lieber sogleich todt. Ist aber eine Kuh, Pferd, oder sonst ein Thier gebissen worden, an dessen Erhaltung sehr viel gelegen ist, so kann man freylich, ehe man die Kennzeichen der eintretenden Krankheit bemerkt, die besten Heilungsmittel mit Vorsicht anwenden. Bis jetzt hat man noch das Ausschneiden oder Ausbrennen und ein lange unterhaltenes Eitern der

*) Naturforscher XVI. St. S. 89 — 121.

der Wunde für das sicherste Mittel gehalten; besonders wenn man sich dabey der Wurzel der Tollbeerstaude (Atropa Belladonna) bedient. Dem größern Vieh giebt man einen Tag um den andern drey Quentchen davon, dem kleinern vierzig Gran ein. Auch Menschen sind noch am ersten durch das Ausbrennen, durch Ausziehen des vergifteten Blutes vermittelst der Schröpfköpfe, durch Spanischfliegenpflaster (äußerlich) und durch die Maywurmslatwerge und die von einem geschickten Arzte zu bestimmenden Dosen der gepulverten Belladonnawurzel (innerlich) glücklich geheilt worden *).

Die vorzüglichsten und merkwürdigsten Hunderacen sind folgende:

a) Der gemeine Schäferhund, (Bauernhund, Haushund, Hofhund, Canis domesticus, Chien de Berger). Er ist größer als ein Fuchs, hat eine lange etwas dicke Schnauze und kleine Ohren, die entweder ganz aufrecht stehen oder zur Hälfte umgebogen sind. Die Haare an der Kehle, Hals, Bauch, Schenkeln sind länger als an den andern Theilen des Leibes.

Von ihm stammen ab der isländische Hund (Canis islandicus,) der Spitz oder Pommer (Pomeranus) und der sibirische Hund (Sibiricus).

b) Der große Budel, (Wasserhund, Canis aquaticus, Grand Barbet,) von mittelmäßiger Größe, mit dickem und stumpfem Kopfe, breiten herabhangenden Ohren, geradem Schwanze, dickem und kurzem Leibe und krausem wolligtem Haare. Er geht aus natürlichem Antrieb ins Wasser, ist sehr gelehrig, und

*) Bechstein a. a. O. S. 78. und 79.

und besonders zur Wasservögeljagd sehr gut zu gebrauchen. Sein Haar kann von Hutmachern und Strumpfwirkern benutzt werden. — Von ihm stammt der kleine Budel (Petit Barbet).

c) Der spanische Wachtelhund (Seidenhund, Seidenbudel, Canis extrarius L., Espagneul Buff.) von der Größe oder etwas kleiner als der Budel, mit dickem, rundem Kopfe, breiten, herabhängenden, mit langen zottigen Haaren versehenen Ohren, starker Brust, kurzen Schenkeln, einem in die Höhe stehenden Schwanze, und langem gekräuseltem, sehr weichem Haare, aus welchem man sehr vortreffliche Hüte und Strümpfe verfertigen kann.

Von ihm stammen das Bologneser Hündchen, (Canis Melitaeus L., Bichon B.) welches eine sehr kleine Statur und überall, vorzüglich aber im Gesichte langes zottigtes, seidenartiges Haar hat, und das Löwenhündchen, (Canis leoninus, Chien-lion,) welches, wie ein Löwe, vorne langhaarig und hinten kurzhaarig ist.

d) Der Mops, (Canis fricator L., Doquin,) mit untersetztem kurzem Leibe, rundem Kopfe, ganz stumpfer Schnauze, hangenden Ohren und kurzem glattem Haare.

e) Der Bären- oder Bullenbeißer, (Canis Molossus L., Dogue B.) Er ist größer als der Wolf, hat eine dicke, kurze, aufgeworfene Schnauze, eine stumpfe Nase und dicke herunterhängende Wangen. Der Kopf ist dick und breit; die Schenkel sind voll starker Muskeln, so wie überhaupt der ganze Hund starkleibig ist. Wegen seiner außerordentlichen

Stär-

Stärke muß er Güter und Häuser bewachen, und bey der Jagd auf Hirsche und wilde Schweine als Hetzhund dienen. — Von ihm und dem gemeinen Schäferhunde stammt der englische Dogge (Canis mastivus Raj., anglicus L., Dogue de fort race Buff.) ab und auch der Mops soll nach einigen ihm sein Daseyn zu verdanken haben.

f) Der Jagdhund (Canis sagax) mit langem dickem Körper, dicken breiten und lang herabhängenden Ohren, fleischigten Beinen, starkem wenig gekrümmten Schwanze, und weit oben stehenden, mit Klauen versehenen Afterzeehen. Die Schnauze ist so lang, aber stärker, als am Bauernhunde. Das Haar ist bald schlicht, bald zottig. — Zu ihm gehören der Schweißhund (Scoticus sagax L., Sanguinarius Raj., Bloodhund Pennant.), der Parforcehund (gallicus Linn., Chien courant Buff.), der Leithund (venaticus), der Hünerhund (avicularius,) und mehrere Varietäten, welche Ridinger abgebildet hat.

g) Der Dachshund, (vertagus,) mit langer Schnauze, hängenden Ohren, langgestrecktem Körper und kurzen entweder krummen (Basset à jambes torses B.) oder geraden (Basset à jambes droites B.) Beinen.

h) Der Windhund (grajus Linn.), einer der schönsten Hunde, denn alle Theile seines Körpers sind dünn, schlank und wohl proportionirt. Der Kopf ist gewölbt, lang und zugespitzt, die Schnauze schmal; die Lefzen kurz, die Ohren schmal, dünne, aufgerichtet und nur an den Spitzen umgebogen; der Hals lang, der Rücken gebogen, der Bauch enge, die Schenkel hoch und sehr schlank; der

Schwanz lang und herunterhängend; das Haar bald schlicht, bald zottigt. — Von ihm stammt der türkische Hund (canis aegyptius L., Chien turc Buff.), welcher ganz nackt ist und nur im Gesichte einige Haare hat.

i) Der Neufoundländer (novae terrae), von ausnehmender Größe, mit langen seidenartigen Haaren, langflockigem, meist in die Höhe stehendem Schwanze, und einer Art von Schwimmhaut zwischen den Zeehen, die bey ihm ungleich größer ist, als bey andern Hunden; von Farbe meist schwarz und weiß und außerordentlich gelehrig.

k) Der Dingo oder der Hund aus Neu-Südwallis. Er kommt in Gestalt und Bildung dem Wolfe nahe, unterscheidet sich aber durch eine etwas geringere Größe und niedrigere Beine, und durch seinen nach Art aller Hunde aufwärts gekrümmten Schwanz. Die Ohren sind kurz und aufgerichtet; der Schwanz ist ziemlich buschig; das Haar von einer röthlichbraunen Farbe, lang und dick, aber gerade. Er kann bellen, aber nicht so leicht, als die europäischen Hunde. Er ist sehr bösartig und falsch; und brummt, heult und winselt, wie alle Hunde. Man hat einen nach England gebracht, welcher sich daselbst als ein unbändiges böses Thier gezeigt hat. Er fiel alle andere Hunde an, zerriß Schaafe, Dammhirsche, Kaninchen und Hühner, und biß sich sogar auf dem Rücken eines Esels fest, so daß man ihn nur mit Mühe losmachen konnte. In seiner Heimath ist er der Wolf des Landes, und gezähmt wird er von den Einwohnern zur Jagd gebraucht.

Ist vielleicht diese Hunderace, welche noch ganz wild in Neuholland sich findet, und sich

selbst in dieser vollkommnen Wildheit von dem Wolfe, dem Schakal, dem Fuchse und andern verwandten Thieren unterscheidet, die Stammrace? und ist vielleicht Neuholland, nebst den in den Fluthen versunkenen Ländern, mit welchen es zusammengehängt hat, das ursprüngliche Vaterland des Hundes, von wo aus er sich über die ganze Erde ausgebreitet hat?

2) **Der Wolf** *). Der Schwanz niederhängend und einwärts gekrümmt.

Er findet sich fast in der ganzen alten Welt, ist aber in einigen Ländern, z. B. in Großbritannien und Irland seit dem Jahre 800, ausgerottet. Auch im nördlichen Theile von America hat man ihn gefunden. In Deutschland wird er immer seltener, und in das mittlere und nördliche kommt er fast gar nicht, als durch Verirrung auf seinen Streifereyen aus Polen, Ungarn und Oestreich. Er übertrifft an Größe den gewöhnlichen gemeinen Schäferhund. Man könnte ihn beynah einen wilden Hund nennen, so sehr gleicht er demselben im äußern und innern Körperbaue. Er hat beynah völlig die Gestalt eines großen Fleischerhundes, nur einen stärkeren und gestrecktern Leib, einen größern und zugespitztern Kopf, schiefer stehende Augen mit einem falschen und tückischen Blicke, und einen kleinern, aber stämmigern Fuß. Auch in den

*) Canis Lupus. *Linn.* l. c. p. 70. nr. 2.
Schreber Säugth. III. tab. LXXXVIII.
Göze europ. Faun. I. S. 135. (Sehr ausführlich.)
Bechstein N. G. des In= und Auslandes I. S. 80.
— N. G. Deutschl. I. S. 223.
Donndorf Handb. der Thiergesch. S. 72.
Loup. *Buff.* hist. nat. VII. p. 39. Tab. 1.

Kinnladen und in den Muskeln des Halses und der Beine besitzt er eine größere Stärke, so daß er Ochsen und Pferde niederzureißen, und den größten Widder in vollem Laufe davon zu tragen vermag. Er fällt Hirsche, und in den nordlichen Gegenden Elen- und Rennthiere an; doch hat man Beyspiele, daß Wölfe von diesen Thieren mit ihren Geweihen sind durchstoßen worden. Eine außerordentliche Gefräßigkeit zeichnet ihn vor allen Raubthieren aus. Er ist im Stande, wenn er Muße hat, für eine Mahlzeit zwey Schaafe ganz reinlich aus der Haut zu schälen und aufzufressen. Darauf kann er aber auch wieder drey bis fünf Tage Hunger leiden. Was er nicht verzehren kann, schleppt er fort. Bey seinem Raube ist er sehr schlau; er schleicht dem Wilde auf seinen gewöhnlichen Wegen oder Wechseln nach, lauert ihm auf und sucht es, wenn es vorbey geht, zu erhaschen. Wenn er es verfehlt und es ihm zu flüchtig scheint, nimmt er zu einer solchen Jagd noch mehrere Wölfe zu Hülfe. Inzwischen ist er doch bey aller List scheu und furchtsam; denn so bald er Widerstand findet oder Gefahr merkt, ja wenn er nur sieht, daß man nach einem Steine auf die Erde greift, ergreift er die Flucht. Nur der äußerste Hunger bringt ihn so zur Verzweifelung, daß er alle Gefahren verachtet und sogar Menschen anfällt. Doch kann er auch dann noch durch Feuer verjagt werden. Er frißt fast alles, was Leben hat, ja in der äußersten Hungersnoth sogar Erde, Schilf, Moos, Baumknospen und Baumrinde, und der stärkere fällt den schwächeren selbst an. Das frische Wasser kann er eben so wenig, als der Hund entbehren, und beym Mangel desselben heult er lauter als bey großem Hunger. Er raubt lieber des Nachts als am Tage, und wenn er sehr hungrig ist, scharrt er auch auf Kirchhöfen Leichen aus,

wel-

welches wahrscheinlich die Fabel von Wahrwölfen, die so oft von Spitzbuben und Dieben, um ungestört rauben zu können, ist benutzt worden, veranlaßt hat. Sein Geruch und Gehör sind fein. Seine Stimme ist heulend. Der Schall blasender Instrumente ist ihm, wie den meisten Hunden, unerträglich, und er heulet laut, wenn er sie hört. Sein Haar ist ziemlich lang, am Halse steif, aufrecht stehend, mehrentheils gelblich braun, mit weiß und grau vermischt, außerdem finden sich aber auch ganz weiße und schwarze Spielarten. Seine Ausdünstungen haben einen allen Thieren unerträglichen Geruch, daher auch alle Hunde sein Fleisch, selbst gebraten, verachten, ob es gleich die Kalmucken, Tungusen und ärmsten Lappländer essen. — Er erlangt ein Alter von 15 bis 20 Jahren, und im dritten Jahre hat er sein Wachsthum vollendet. Die Begattungszeit fällt in den Januar. Das Weibchen geht 10 Wochen trächtig, und bringt in einsamen düstern Wäldern in einem selbstgegrabenen Loche nach Verschiedenheit seines Alters drey bis neun Junge zur Welt, welche nach neun Tagen sehend werden. Nach einem Monathe trägt ihnen die Mutter schon lebendige Haasen und Rebhühner ins Lager, und gewöhnt sie dadurch ans Rauben, und nach zween Monathen gehen sie mit ihr auf die Jagd aus.

Die Wölfe, als äußerst schädliche Raubthiere, werden überall verfolgt. Man schießt sie entweder auf Treibjagden, oder fängt sie in Gruben oder in Fallen, wohin man sie durch Kirrungen oder Lockspeisen zu locken sucht. Die Hunde gehen sie nicht gerne an, weil sie vermittelst ihres starken und scharfen Gebisses fürchterlich um sich hauen, nur der Schäferhund und der Bullenbeißer nehmen es mit ihnen auf, ja diesen scheint die Feindschaft gegen sie angebohren zu seyn. Die übrigen Hunde aber haben einen natürli-

chen Abscheu vor ihnen, und sträuben bey ihrem Anblicke die Haare.

Eigentlich ist vom Wolfe nichts als der Balg zu gebrauchen, dieser giebt ein gutes, warmes Pelzwerk, das noch den besonderen Vorzug hat, daß sich keine Insecten (z. B. Motten) darin einnisten. Man braucht ihn vorzüglich zu Wildschuren, Müffen und Pferdedecken. Je weißer das Haar ist, desto kostbarer sind die Bälge. Sie kommen aus Rußland, Frankreich, Polen und Virginien zu uns.

Jung gefangen läßt er sich zähmen, und die Americaner bedienten sich ehemals, ehe sie den Hund kennen lernten, gezähmter Wölfe zur Jagd. In Persien richtet man Wölfe zum Tanze ab. Gezähmt begattet er sich mit dem Hund.

Der Wolf ist zwey Hauptkrankheiten unterworfen, welche selbst in der Wildheit sehr viele wegraffen, nemlich der Raude und der Tollheit. Die erste wüthet manchmal schrecklich unter ihnen, und durch eben diese Krankheit, sagt man, werde auch die Zahl der Tiger sehr vermindert. Die letzte befällt ihn vorzüglich bey großer Hitze, besonders wenn er Mangel an frischem Wasser hat, und bey sehr heftiger Kälte, wenn alle Bäche und Flüsse gefroren sind und auch kein Schnee liegt, vermittelst dessen er sich den Durst stillen könnte. Die Jäger kennen einen mit der Wuth befallenen Wolf an der hin- und herschwankenden Fährte, da er sonst sehr regelmäßig geht, und bey dem ordentlichen Gange die Hinterfährte allezeit in die Vorderfährte setzt; im Trabe aber die erstere allezeit von der letzteren drey Finger breit absteht. Ein mit der Wuth befallener Wolf ist so gefährlich, ja noch gefährlicher, als ein solcher Hund. Sein Gift soll noch weit schneller würken, und sein Biß absolut tödtlich seyn. Nach einigen Schriftstellern soll die Wuth bey Hunden und Wölfen auch häufig von der allzu-

gro-

großen Menge der Spul- und Bandwürmer, welche sich, wie Götze *) bemerkt, oft in großer Anzahl in den Eingeweiden dieser Thiere finden, entstehen, und Hunde sollen dadurch, daß man ihnen öfters wurmtreibende Mittel giebt, einigermaßen gegen die, wenigstens von dieser Ursache entstehende, Wuth geschützt werden.

3) Der Schakal **). Der Schwanz gerade und langhaarig, der Körper bleichgelb.

Es ist dieser dasjenige Thier, dessen in unserer gemeinen deutschen Bibelübersetzung einigemal unter dem unrichtigen Namen des Fuchses ***) gedacht wird, und das schon den Griechen unter den Namen θως, (Aristoteles und Aelianus,) λυκος ξανθος και χρυσεος (Oppianus) und Thoes (Plinius) bekannt war. Er ist in Menge im ganzen Orient und in Nordafrica zu Haus. Seine Größe ist zwischen dem Wolf und dem Fuchs, im äußern Ansehen und in der Lebensart aber hat er mehr Aehnlichkeit mit jenem, als mit diesem. Der Kopf ist fuchsroth, mit langen Haaren besetzt; das übrige Haar ist kürzer, gelbröthlich, schwarz und graulich gefleckt; die Borsten am Barte, Kinn und Augen sind schwarz. Er wohnt nicht nur unter der Erde, sondern hält sich auch am Tage in tiefen Gebir-

*) Götzens Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer. S. 307. tab. XXII, A.

**) Canis aureus. *Linn.* l. c. p. 72. Schrebers Säugth. Tab. XCIV.
Goldwolf. Bechstein N. G. des In- und Ausl. I. S. 86.
Schakal. Donndorf Handb. der Thiergesch. S. 74.
Müllers Mag. für Thiergeschichte 1 B. 1 Heft S. 44.
Chacal, Adive. *Buff.* hist. nat. XIII. p. 255.

***) Richter 15, 4. Psalm 63, 10.

birgen und in finsteren Waldungen verborgen, und zieht des Nachts schaarenweis umher, ja bisweilen fällt er in Gesellschaft von zwey bis dreyhunderten in Städte und Dörfer ein, greift alles Vieh, sogar im Beyseyn der Menschen, an, und raubt selbst Lederwerk, als Stiefeln, Schuhe rc. Er gräbt sogar Leichen aus, und raubt lebendige Kinder von den Thüren weg; um der todten Körper willen ziehen sie den Caravanen und Armeen nach. Einen Hirsch, ein Reh, eine Antilope jagt er nie allein, sondern in Gesellschaft von 20 bis 60 und mehreren. Diese verfolgen das Thier, durch Feld und Wald, über Ebene und Gebirge, bis es todt niederstürzt, wo sie dann darüber herfallen und es verzehren. Oft wird ihnen aber ihre Beute von stärkeren Raubthieren, z. B. Löwen, Tigern rc. entrissen. Sie weichen alsdann willig dem stärkeren, setzen sich, wie die Hunde, in einige Ferne und schauen zu, wie der stärkere Räuber die Beute verzehrt, und wenn sich dieser entfernt, so begnügen sie sich mit den Ueberresten. — Außer daß man sie zum Vergnügen zahm macht, nutzt man nichts von ihnen; denn ihr schön gezeichneter Balg ist wegen der groben und steifen Haare nicht einmal zu gebrauchen.

4) **Der gemeine Fuchs, Birkfuchs** *).
Der Schwanz gerade, zottig, wie der ganze Körper fuchsroth, mit einer weißen Spitze.

Ein allgemein bekanntes Thier, das an Größe und Figur einem Spitzhunde sehr nahe kommt, und des-

*) Canis Vulpes. *Linn.* l. c. p. 73. nr. 4.
Schrebers Säugth. tab. XC.
Bechstein N. G. Deutschl. I. S. 234.
Dessen N. G. des In- und Ausl. I. S. 83.
Donndorf Handb. der Thiergesch. S. 74.
Götze europ. Faun. I. S. 162.

dessen ausführlichere Beschreibung ich hier übergehen kann, besonders da sie sich in den angeführten Schriften weitläuftig angegeben findet. Sein gewöhnlicher Aufenthalt ist unter der Erde in Höhlen, die er sich entweder selbst gegraben oder einem Dachse abgejagt hat. Im letztern Falle neckt er den Dachs so lange und verunreiniget ihm die Höhle mit seinem Kothe, daß er sie zu verlassen genöthiget ist. Ein eigentlicher Fuchsbau, wie die Jäger eine vom Fuchs selbst gegrabene Höhle nennen, hat zuweilen 50 Fuß im Umfange, ist drey bis sechs Fuß tief, und besteht meistentheils aus mehreren Kammern oder Kesseln, wie es die Jäger nennen, in welchen theils die Füchse schlafen, theils die Füchsin ihre Jungen bringt. Merkwürdig aber ist der Eingang zu dem letztern. Dies ist eine überaus enge Höhle, welche etwa 3 bis $3\frac{1}{2}$ Fuß lang ist, meist erst senkrecht in die Erde geht, und dann wiederum in die Höhe steigt und zur Kammer führt. Dies ist der letzte Zufluchtsort des Fuchses, wenn er in seiner Höhle von Dachshunden verfolgt wird. Er verdämmt sich auch in derselben so, daß man im Nachgraben den Eingang dazu verliehrt.

Der Fuchs ist ein schädliches Raubthier, und thut vorzüglich den kleinern Hausthieren und der kleinen Jagd vielen Schaden, indem er Lämmer, Auer- Birk- Hasel- und Rebhüner, Gänse und anderes Federvieh, Haasen und junge Rehe raubt. Doch frißt er auch viele Feldmäuse und Feldratten, und wird dadurch wieder einigermaßen nützlich. Auch frißt er Fische, Schlangen, Frösche, Kröten, Eidexe und Gewürme, und im Winter geht er auch aufs Aas. Den Weintrauben und dem Honig steht er ebenfalls sehr nach. Sein Geruch ist äußerst fein, so daß er sowohl seine Beute als seinen Feind auf zwey bis dreyhundert Schritte weit entdecket, und dabey ver-

steht

steht er geschickter als eine Katze, dem Winde entgegen auf dem Bauche an ein Thier zu kriechen und dasselbe in einem schnellen Sprunge zu haschen, so daß das flüchtige Rebhuhn oft noch in der Luft von ihm ergriffen wird. Gelingt ihm ein solcher Sprung nicht, so soll er, wie die Jäger sagen, langsam und beschämt auf seiner Spur zurückgehen, und gleichsam alle Schritte zählen, um zu sehen, um wieviel er sich versprungen habe. Das meiste Wildpret fängt er auf der Lauer und durch List, und verfehlt selten. Aus Furcht entdeckt zu werden raubt er niemals in dem nahen Bezirke seines Aufenthaltes, daher das Sprüchwort: **Der Fuchs jagt niemals auf seinem Baue,** entstanden ist. Die Gänse sollen vor ihm sicher seyn, wenn man ihnen den Kopf mit Theer beschmiert.

Die Begattungszeit der Füchse (die Ranzzeit in der Jägersprache) ist im Februar, das Weibchen geht 9 Wochen trächtig und wirft fünf, sieben, auch mehrere Junge, welche die Mutter, wenn sie einen Monath alt sind, vor den Bau führt und an der Sonne säugt. Um diese Zeit fängt sie auch an für sie auf den Raub auszugehen und ihnen junges Wildpret und Federvieh lebendig vorzutragen, damit sie mit demselben spielen und sich so spielend an den Raub gewöhnen. — Er erreicht ein Alter von 13 bis 14 Jahren; läßt sich zähmen, legt aber doch seine Tücke und Furchtsamkeit nie ganz ab. Gezähmt begattet er sich mit Hunden. — Er verbreitet beständig einen widrigen Geruch, am Obertheile des Schwanzes aber, ohngefähr 2½ Zoll von der Wurzel, hat er eine Drüse mit einer kleinen Oeffnung, in welcher sich eine geronnene Feuchtigkeit befindet, die einen sehr angenehmen Violengeruch von sich giebt. Der Fuchs beißt nach dieser Drüse, wann er verwundet wird, entweder, weil der Geruch und Geschmack dieser Feuchtigkeit schmerzlindernd ist, oder weil darin eine Heilkraft

für

für seine Wunde enthalten ist. — Seine Stimme ist klaffend, fast wie die eines Hundes, doch schreyt er auch beym Wetterwechsel wie ein Pfau.

Die Arten, des Fuchses habhaft zu werden, sind sehr mannigfaltig, und ein jedes Jagdbuch sowohl, als die angeführten Schriftsteller, geben hinlängliche Nachricht davon *). Seine Fährte ist einer Hundsfährte nicht unähnlich. Der Nutzen seines Winterbalgs ist bekannt. Die Haare des Sommerbalgs benutzen die Hutmacher. Sein Fleisch wird von den nördlichen Völkern gegessen, und soll, wohl zubereitet, dem Haasenfleisch im Geschmacke nahe kommen.

Im Winter wird der Fuchs bisweilen ganz grau, ja bisweilen ganz weißlich. Einen grauen habe ich selbst geschossen, und einen mehlweißen erlegte auf eben dieser Jagd einer meiner Freunde. Auch findet man zuweilen Spielarten, deren ganzer Körper mit schwarzen Haaren vermischt ist, und von weitem ganz schwarz aussieht.

5) Der Brandfuchs, Kohlfuchs **).
Mit geradem flockigtem Schwanze und schwarzer Schwanzspitze.

Er hat mit dem vorhergehenden gleiches Vaterland, ist aber seltener und unterscheidet sich fast blos durch die etwas kleinere Statur, dunklere Farbe und schwarze Schwanzspitze. Er liebt mehr die gebirgigten Gegenden. Viele Schriftsteller sehen ihn als eine Varietät des gemeinen Fuchses an ***).

6)

*) Vorzüglich verdient nachgelesen zu werden: Bechstein N. G. Deutschl. I. S. 244.

**) Canis Alopex. *Linn.* l. c. p. 74. nr. 5. Schreber Säugth. Tab. XCI. Donndorf a. a. O. S. 75.
Charbonnier. *Buff.* hist. nat. VII. p. 82.

***) Bechstein N. G. Deutschl. I. S. 249. — N. G. des In- und Ausl. I. S. 86. Göze Faun. I. S. 189.

6) Der Kreuzfuchs *). Weißlich gelb mit einem schwarzen Kreuze auf dem Rücken.

Man findet diese Art, welche einige für eine Spielart des gemeinen Fuchses **), andere für eine Spielart des Polarfuchses †) halten, auch in Deutschland, und namentlich in Thüringen und Hessen. Er hat die Größe des gemeinen Fuchses, ein weißgelbes Haar, und einen schwarzen Streif vom Maul an über den Rücken, bis zum Schwanze, und einen andern queer über die beiden Schultern und über die Vorderfüße. Man kann noch nicht mit Gewißheit entscheiden, ob er eine besondere Art oder nur eine Spielart sey.

7) Der schwarze Fuchs ††). Mit geradem Schwanze und von ganz schwarzer Farbe; auf dem Rücken eine Art von Mähne.

In der Größe steht er zwischen dem Wolf und dem gemeinen Fuchs. Er bewohnt die kälteren Zonen von Europa, Asien und America. Er liefert das feinste Pelzwerk, und ein Balg von ihm wird von den Russen und Chinesen auf 100 bis 400 Rubel geschätzt.

8) Der

*) Vulpes crucigera. *Briss.* quadr. p. 241. nr. 6.

**) Bechstein und Göze an den angef. Orten.

†) *Linn.* l. c. p. 75. nr. 6.

††) Canis Lycaon. *Linn.* l. c. p. 73. nr. 12.
Schreber Säugth. Tab. LXXXIX. Donndorf a. a. O. S. 74. Bechstein N. G. des In- und Ausl. I. S. 89.
Loup noir. *Buff.* hist. nat. IX. p. 362. t. 41.

8) **Der Korsack, Wolfshund** *). Mit gradem zottigem fuchsgelbem, am Grunde und an der Spitze schwarzem Schwanze.

Er bewohnt die Wüsteneien Rußlands vom Jaik an, bis an den Irtisch in großer Menge, hält sich in Bauen unter der Erde auf, und ist ein gefährlicher Feind des Federviehes. In Gestalt gleicht er dem Fuchs, ist aber kleiner. Im Sommer ist das Haar hell fuchsgelb, im Winter aber grau. Er hat einen stinkenden Geruch; bellt wie ein Fuchs und heult wie ein Wolf. Sein Balg ist ein wichtiger Handelsartikel, und die Kirgisen vertauschen jährlich allein an die Russen 40 bis 50000 Bälge. Man fängt ihn mit abgerichteten Goldadlern, Falken und Hunden.

9) **Der Polarfuchs, Eisfuchs, Steinfuchs** **). Mit geradem flockigem Schwanze, und dichtbehaarten Fußsohlen an allen Füßen.

Er bewohnt den nördlichen Polarkreis sowohl in der alten, als neuen Welt, und nach **Molina** findet er sich auch in Chili. Am Eismeere ist er sehr häufig, besonders auf Spitzbergen und Nova Zembla, wo diese Thiere mit dem Eisbären (Ursus maritimus) alterniren, d. h. sie kommen daselbst erst im November zum Vorschein, wenn diesen Ländern die Son-

*) Canis Corsac. *Linn.* l. c. p. 74. nr. 13. — Schreber Säugth. tab. XCI. Bechstein N. G. des In- und Ausl. I. S. 89. Donndorf S. 75. Korsaki. **Pallas** neue nordische Beytr. I. S. 29.

**) Canis Lagopus. *Linn.* l. c.
Schreber Säugth. tab. XCIII. A. et B.
Donndorf S. 76.
Bechstein N. G. des In- und Ausl. I. S. 90.
Vulpes caerulescens. *Linn.* Faun. suec. 14.
Isatis. *Buff.* l. c. p. 72.

Sonne unsichtbar wird, und die Eisbären sich verliehren. Er lebt nicht in Wäldern, wie die andern Thiere dieser Gattung, sondern auf kahlen Bergen und in Felsenklüften. Nährt sich von Mäusen, Geflügel, besonders Wasservögeln und deren Eiern, im Winter besonders von Schneehühnern (Tetrao Lagopus), aus Noth auch wol von Beeren und Muscheln und andern Seeauswürfen. In der Stimme, nicht aber im Geruch, hat er Aehnlichkeit mit dem Fuchse. Die Paarung geschiehet im April. Das Weibchen geht etwa 9 Wochen trächtig und wirft 6 bis 8 Junge. Sein Fleisch ist schmackhaft, wie Kaninchenfleisch. Sein Balg, welcher im Sommer bläulich und im Winter weiß ist, (nach Molina erscheint er auch in Chili nicht selten ganz schwarz,) wird sehr hoch geschätzt, und ist ein vorzüglicher Gegenstand des Handels.

10) **Der Culpeu** *). Mit geradem, langem, kurzhaarigem, glattem Schwanze und gleichfarbiger Schwanzspitze.

Molina macht uns dieses merkwürdige, im Königreiche Chili und auf den Falklands-Inseln wohnende Thier, zuerst genau bekannt. Ich theile hier Molina's Beschreibung wörtlich mit.

Der Culpeu (Canis Culpaeus) ist ein wilder Hund, oder vielmehr großer Fuchs, und nur vom gewöhnlichen Fuchse in der Größe, in der Farbe, die dunkler ist, und im Schwanze, der lang, gerade und bis zur Spitze mit kurzen Haaren bedeckt ist, wie der des gemeinen Hundes, verschieden. Seine Länge von der Spitze der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes ist zwey und einen halben Fuß, und die Höhe von der Fußsohle bis oben auf den Rücken ohnge-

*) Molina Naturgesch. von Chili S. 259. nr. 5.

gefähr 22 Zoll. Die Form der Ohren, Lage der Augen, Zähne, und Gestalt der Zeehen stimmt völlig mit dem Fuchse überein. Er hat eine schwache Stimme, die dem Bellen des Hundes gleichkommt, wohnet unter der Erde in ausgehöhlten Löchern, wie die andern Füchse, und nährt sich von kleinen Thieren.„

„Wenn er einen Menschen sieht, geht er gleich auf denselben zu, bleibt in einer Entfernung von fünf oder sechs Schritten von ihm stehen, betrachtet ihn aufmerksam, und regt derselbe sich nicht, so fährt er noch eine Weile fort ihn zu betrachten, und zieht sich dann, ohne ihm Uebels zu thun, zurück. Ich weiß nicht, woher diese Neugierde im Culpeu kommt, ich kann aber versichern, daß, so oft er mir im Gebüsche begegnete, sich dasselbe zutrug. Es ist übrigens im ganzen Lande bekannt, und es ist niemand der sich fürchte, wann er sich nähert. Sein Name, der von dem Worte Culpem herzukommen scheint, welches in der chilesischen Sprache Tollheit oder Narrheit bedeutet, ist ihm vielleicht wegen dieses thörigten Betragens, das ihn täglich den Schüssen der Jäger aussetzt, beygelegt. Noch sonderbarer aber ist, daß, ohngeachtet der großen Anzahl, die davon getödtet wird, er sich doch nicht von seiner thörigten Gewohnheit entfernt. Daher kommt es, daß seine Art sich wenig vermehrt, ob er gleich nicht weniger fruchtbar als der Fuchs ist.„

„Commodore Byron, der sich diese Thiere zuerst auf den Falklands-Inseln, wo sie sich noch befinden, seinen Leuten so unerschrocken nähern sah, hielt sie für Feinde des Menschen und beschreibt sie auch so *). Er thut aber ihrer sonderbaren Neigung Unrecht, wenn er ihr Grausamkeit Schuld giebt. Sie

*) S. Hawkesworth Reise.

Sie sind nicht schlimmer und fürchterlicher als gewöhnliche Füchse, und doch tragen die Hunde, welche es wagen sie anzugreifen, nie den Sieg davon, als nur durch Aufwand vieler Mühe und Bluts.„

Es wundert uns, daß Herr Gmelin in der 13ten Ausgabe des linneischen Natursystems (1. B. S. 75. nr. 6.) die Frage aufwirft, ob dieses (sich so sehr durch körperliche Bildung und durch Sitten auszeichnende) Thier eine Varietät des gemeinen oder des Polarfuchses sey?

Zweifelhaft zur Hundegattung gehörige Thiere.

Nachfolgende beide Thiere werden von den meisten Zoologen der Hundegattung zugezählt, von einigen aber auch davon getrennt, und entweder mit der Bären- oder der Dachsgattung verbunden. Sie unterscheiden sich von den übrigen Arten der Hundegattung durch ihren ganzen Habitus und besonders durch den Bau ihrer Füße, indem sie an den vordern sowohl als an den hintern nicht mehr als vier Zeehen haben. Eine genaue Untersuchung würde wahrscheinlich auch noch mehrere Unterschiede finden lassen.

11) Die Hyäne, der Abendwolf, das Grabthier *). Der Schwanz gerade; die Ohren aufrecht und nackt; die Füße vierzeehig; der Hals dick bemähnt; über den Rücken ein von steifen Haaren aufrecht stehender Kamm; zwischen dem Schwanze und dem After ein Moschusbeutel.

Sie ist über drey Fuß lang, also von der Größe eines großen Hundes. Dem Wolfe ist sie am ähnlichsten,

*) Canis Hyaena. *Linn.* l. c. p. 71. nr. 3. Schreber tab. XCVI. Donndorf S. 73. Bechstein N. G. des In- und Ausl. I. S. 87.
Hyaena. *Buff.* hist. nat. V. p. 268. nr. 118.

sten, doch ist der Kopf breiter, die Schnauze kürzer und vorne wie beym Dachse ausgeschweift. Die Augen liegen der Schnauze näher als bey andern hundeartigen Thieren. Der Hals ist dick und der Leib zusammengedrückt. Zwischen dem Schwanze und dem After ist eine Queerspalte, mit einer übel riechenden und schmierigen Feuchtigkeit angefüllt. Die Farbe ist weißgrau und gelblich, mit schwärzlichen Flecken und Streifen, welche quer von dem Rücken nach dem Bauche zu laufen. Der Schwanz und die Schenkel sind schwärzlich geringelt. Der Kopf ist fast ganz schwarzbraun.

Sie hat einerley Vaterland mit dem Schakal, dem sie auch in der Lebensart ähnelt. Sie ist eines der fürchterlichsten Raubthiere, und ist so unbändig, so grausam, so zornig und so stark, daß kaum der Löwe über sie Herr werden kann. Was sie einmal gepackt hat, läßt sie nicht wieder los und wenn man sie todt schlägt. Die Mohren fangen sie daher, indem sie ihr einen Sack vorwerfen, mit welchem sie sie, wenn sie sich eingebissen hat, hinschleppen können, wohin sie wollen. Des Nachts geht sie auf Raub aus und fast kein lebendiges Geschöpf (denn sogar Löwen und Tiger fällt sie an) ist vor ihr sicher. Vorzüglich aber raubt sie Schaafe, Ziegen, Antilopen, Esel, Zebra u. d. gl. Auch gräbt sie Leichen aus, daher sie sich gerne nach den Gottesäckern und den Schlachtfeldern zieht. Sie frißt auch Wurzeln und junge Schößlinge der Palmbäume. Sie baut unter der Erde und bringt ihre Jungen in Klüften und Felsenhöhlen. In Egypten wird sie von dem gemeinen Manne gegessen. — Daß sie die Stimme anderer Thiere und selbst des Menschen, um sie zu täuschen und desto gewisser haschen zu können, nachahme, ist ein Mährchen. Ihre Stimme, die sie sowohl am Tage, als des Nachts hören läßt, ist ein sonderbares

abwechselndes Geheul. — Das Volk in Algier bildet sich ein, daß ihr Gehirn zur Zauberey dienlich sey, daher nach den Gesetzen der Kopf in Gegenwart einiger Zeugen begraben werden muß.

12) Die Krokute *). Der Schwanz gerade, kurz und zottig, die Ohren behaart; die Füße vierzeehig; die Mähne kurz.

Sie wohnt in Guinea, Aethiopien und am Vorgebirge der guten Hoffnung, und hat die Größe eines starken Hundes. Sie hat einen länglichen vorne bis an die Stirne hin flach gedrückten Kopf, ohne Haarborsten über den Augen und ohne Bartborsten; die Schnauze ist bis an die Stirne hin etwas dunkler gefärbt; die Ohren sind mittelmäßig, aufgerichtet, eyförmig, etwas zugespitzt und mit Haaren besetzt, inwendig aschfarbig, von außen aber dunkler gefärbt. Der Leib und die Gliedmaßen spielen in der Grundfarbe aus dem Grauen in das Röthlichbraune, und sind mit dunkelbraunen, abgesonderten, mehr oder weniger rundlichen Flecken bezeichnet, welche aber manchmal ziemlich verloschen sind, ja manchmal ganz verschwinden, so daß sie keinen systematischen Character geben können. Der Schwanz ist gerade, zottig, reicht bis an das obere erste Gelenke des Vorderfußes, ist mit dem einen oder dem andern dunklen Queerstreife bezeichnet, und gegen die Spitze hin eben so dunkelfarbig. Die Mähne ist kurz, von der Schulterlinie gegen den Kopf vorwärts gerichtet, und an den

*) Canis Crocuta. *Linn.* l. c. p. 72. nr. 10.
Die gefleckte Hyäne. Donndorf S. 73.
Bechstein Naturgesch. des In = und Auslandes I. S. 89.
Zauschner Bestimmung der Hundsart Krokute ꝛc. S. 1—6. tab. I.

den Haarspitzen etwas dunkler. Ihr Gebiß ist fürchterlich, und ihre Stimme gackernd, wie das menschliche Lachen.

Sie ist ein eben so wüthendes und fürchterliches Raubthier, wie die vorhergehende Art, raubt ebenfalls nur bey Nacht, greift Menschen an und scharrt die Leichen aus den Gräbern.

Man hielt sie sonst für eine Varietät der Hyäne, und selbst in manchen neuern Schriften, z. B. in Vaillants Reise ins Innre von Africa, wird sie noch damit verwechselt, so wie auch der Schakal und der Canis Mesomelas Linn. oft mit der Hyäne und der Krokute verwechselt werden.

XV. Gattung. Die Katze. Felis.

Der Character dieser Gattung ist folgender:

Sechs Vorderzähne in beiden Kinnladen, die an ihren Enden gleich abgeschnitten, doch aber spitzig sind.

Einzelne, lange, keilförmige Eckzähne, die obern von den vordern, die untern von den Backzähnen abgesondert.

Oben und unten drey Backzähne auf jeder Seite.

Eine stachelichte Zunge.

Die Vorderfüße haben fünf, die hintern vier Zeehen, und krumme sehr spitzige Krallen, welche diese Thiere in eine Scheide zurückziehen können. Der Kopf ist rundlich, platt und nicht so gestreckt, wie bey den Thieren der vorhergehenden Ordnung. Ihre Nahrung sind allerley Thiere, denen sie gerne das Blut aussaugen. Die Weibchen haben zwey bis acht Saugwarzen und werfen mehrere Junge.

In dieser Ordnung finden sich die größten und blutgierigsten Raubthiere. Es sind mehr als 20 Arten bekannt, ob sie gleich Gmelin nicht alle ins Natursystem aufgenommen hat; wovon folgende bestimmt und merkwürdig für uns sind.

1) Der Löwe *). Der Schwanz lang, am Ende mit einem Haarbüschel; Kopf und Hals bemähnet; der Körper braungelb.

Er verdient allerdings die erste Stelle in dieser Gattung. Sein majestätisches Ansehn, seine donnerähnliche Stimme, seine furchtbare Stärke, seine Mäßigung und edler Stolz, den er in Vergleich mit allen blutdürstigen Raubthieren zeigt, erheben ihn über alle und haben ihm schon in den ältesten Zeiten den Namen des Königs der Thiere zugezogen. Ja selbst die Thiere fühlen es, daß er dieses ist. Denn wenn er brüllt, so ist gleichsam ein allgemeines Schweigen in der Natur, alle Thiere, selbst die Hyänen, Panther und Leoparden fliehen und suchen sich zu verbergen.

Er bewohnt die heißesten Zonen der alten Welt, und vorzüglich die Sandwüsten des innern Africas. In Deutschland wird er oft zur Schau herumgeführt. Seine Länge ist acht bis neun Fuß, ohne den Schwanz, welcher vier Fuß lang ist, und seine Höhe vier bis fünf Fuß. Die Löwin ist immer um den vierten Theil kleiner. Bey dem Löwen bilden die Haare am Haupte und Halse eine lange Mähne; bey der Löwin aber sind sie nicht über etliche Zolle lang; die

*) Felis Leo. *Linn.* syst. nat. ed. 13. I. p. 75.
Schreber Säugth. III. tab. XCVII. A. B.
Bechstein Nat. Gesch. des In- und Auslandes I. S. 91.
Donndorf Handb. der Thiergesch. S. 77.
Lion. *Buff.* hist. nat. IX. p. 1. tab. 1. 2.

die übrigen Haare liegen bey beiden dichte an der Haut an und sind sehr kurz. Der Kopf ist groß, das Gesicht platt, viereckigt und etwas länglicht; die Augen sind groß und feurig; die Ohren kurz und rund. Seine fürchterliche Stimme rührt von dem eigenen Baue seiner Luftröhre, besonders der Stimmbüchse her, wo verschiedene dachziegelförmig in einander liegende Ringe angebracht sind, wodurch die Stimme so außerordentlich verstärkt wird. Sein Athem stinket.

Der Löwe nährt sich, außer im größten Hunger, nur von seiner eigenen Beute, und zwar nur von größeren Säugthieren, schont hingegen kleiner, kraftloser Geschöpfe. Er ist träge, fängt daher seinen Raub nicht in schnellem Laufe, sondern belauert ihn im Hinterhalte, und überfällt ihn aus demselben mit einigen Sprüngen. Seine Stärke ist außerordentlich. Ein Rind wirft er mit einem Schlag seiner Tatze zu Boden und trägt es mit der größten Leichtigkeit davon. Er springt des Nachts über die Mauern in die Höfe, tödtet einen Ochsen und wirft ihn über dieselbe hinaus. Nur beym äußersten Hunger fällt er Menschen an. Doch läßt er sich auch dann, wenn ihn dieser quält, noch leicht durch Feuer verjagen. Mit einem Pferde ihm entgehen zu wollen, wäre vergeblich, denn er ist der Schrecken aller Thiere, und bey seinem Anblick, oder wenn sie ihn nur brüllen hören, bemeistert sich ihrer so die Furcht, daß sich die Sehnen entstricken und sie die Kraft zur Flucht verläßt. Nur den Bären scheint er zu scheuen, ja sich vor ihm zu entsetzen, und mit dem Wolfe soll er, nach Adanson *), am Senegall in Gesellschaft leben, und man beide oft durch einander brüllen und heulen hören, welche Freundschaft daher kommen soll, weil das Wolfsfleisch dem Löwen nicht nach seinem Appetite ist

*) Reise nach Senegall S. 174.

und ihn nicht zum Genusse reitzt. Wenn er sich satt gefressen hat, kann er drey Tage hungern.

Die Löwin wirft drey bis vier Junge, (In Neapolis hat einmal eine gefangene von einem ebenfalls gefangenen Löwen befruchtete Löwin auf einmal fünf Junge zur Welt gebracht.) von denen aber selten mehr als eines in die Höhe wachsen und die übrigen am Zahnen sterben sollen. Zu dieser Zeit ist das Weibchen reißender als das Männchen.

Der Löwe verträgt unser Clima sehr gut, und jung gefangen wird er überaus zahm, folgt seinem Herrn wie ein Hund, ist ihm eben so mit Treue ergeben und läßt sich zur Jagd und zum Zug an Wägen abrichten. Nur darf man sich auch vom zahmsten Löwen nicht lecken lassen. Denn da er, wie alle katzenartige Thiere, eine mit rückwärts stehenden Stacheln besetzte Zunge hat, so leckt er leicht blutig, und wittert er einmal Blut, so wird er reißend und schont seinen eigenen Herrn nicht.

Man fängt die Löwen gewöhnlich in Gruben, oder auch mit abgerichteten Hunden, denen man mit abgerichteten Pferden Hülfe leistet. Sein Fleisch wird in Africa gegessen und soll wie Kalbfleisch schmecken. Die Haut war sonst ein Schmuck der Helden, jetzt braucht man sie als Pferdedecken, in Africa als Bettdecken und zur Riemerarbeit.

Merkwürdig ist es, daß die Nerven und Blutgefäße dieses Thiers klein sind und gar nicht seiner Größe und Stärke proportionirt zu seyn scheinen. Sein Muth und seine Unerschrockenheit soll von seinem sehr großen Herzen und dem schnellen Umlaufe seines Blutes herrühren.

Beyspiele von Großmuth, Treue, Dankbarkeit und Erkenntlichkeit, wie auch von verschobener Rache

des

des Löwen gegen den Menschen wollen wir hier nicht anführen, ob sie gleich merkwürdig sind, denn sie sind bekannt und an vielen Orten zu lesen.

2) Der Tiger *). (Tigerthier, königlicher Tiger.) Der Schwanz lang; der Körper gelblich braun, am Bauche weiß, und der ganze Leib mit oft unterbrochenen schwarzbraunen Queerstreifen, welche von dem Rücken nach der Brust und dem Bauche zu schief herunter und auf letzterem queer überlaufen, bezeichnet.

Der wahre Tiger, der Leopard, Panther, Jaguar, Ozlot und andere gefleckte Thiere werden oft mit einander verwechselt, wir wollen sie daher, da sie doch oft in Deutschland für Geld gezeigt werden, unsern Lesern genau auseinander setzen und vorzüglich ihre Farbe und Zeichnung genau angeben.

Der Tiger ist nur ein Bewohner der heißesten Wälder Asiens. An Größe übertrifft er alle andere Raubthiere, selbst den Löwen, denn man hat schon welche dieser Thiere angetroffen, die 10 Fuß und den Schwanz mitgerechnet 15 Fuß lang gewesen sind. Er ist, wie wir angeführt haben, sehr schön und regelmäßig gestreift. Am Kopfe und den Hinterschenkeln sind die Streife schmäler, am Schwanze aber, den sie wie Ringe umgeben, breiter. Das Haar hinter den Ohren und Backen bildet eine Art von Mähne. Die Nase ist ungefleckt.

*) Felis Tigris. *Linn.* l. c. p. 76.
Bechstein N. G. des In- und Auslandes I. S. 63.
Donndorf Handb. der Naturgesch. S. 78.
Schreber Säugth. tab. XCVIII.
Tigre. *Buff.* hist. nat. IX. p. 129. Tab. 9.

Er ist ein überaus muthiges und fürchterliches Raubthier, das gegen seinen Gatten wüthet, im Hunger seine eigene Junge frißt, ohne Unterschied Menschen und die größten Säugthiere, z. B. Büffel, junge Elephanten und Nashörner, anfällt, ja selbst dem Löwen Trotz zu bieten waget. Seinen Raub fällt er aus seinem Hinterhalte mit unglaublich schnellen und weiten Sprüngen an, und saugt ihm auf der Stelle das Blut aus. Seine Stärke ist der des Löwen gleich, und einen gewürgten Büffel schleppt er mit großer Leichtigkeit fort. Wenn er einen Elephanten angreift, so fällt er ihm ins Gesicht und sucht den Rüssel zu packen, doch befreyt sich dieser öfters dadurch, daß er den Tiger auf die Seite zu schleudern sucht, sich auf ihn stürzet und ihn so zerquetschet. Er fürchtet eine Menge Menschen nicht, und man hat Beyspiele, daß er auf versammelte Heere gestürzt ist und einen Menschen davon geraubt hat, ja daß er in den Ganges gewatet ist, und aus einem am Ufer gelegenen Fahrzeuge einen Menschen von mehreren weggenommen hat. Da er mehr seinen Durst mit Blut zu stillen, als aus Hunger würgt, so ist er um so furchtbarer, das Würgen hat fast keine Grenze bey ihm, und man kann sagen, daß er aus Lust würge. Mit Feuer ist er einigermaßen abzuhalten. Zum Glücke giebt es nicht viele. Sie sind nur auf die heißesten Gegenden Indiens eingeschränkt, und würgen sich unter einander selbst. Auch verräth er sich von weitem durch seine widrige Ausdünstung, so daß die Thiere doch einigermaßen auf Rettung bedacht seyn können. Jung gefangen läßt er sich bändigen, und wir selbst haben einen gesehen, der so zahm war, daß er jedem, der sich seinem Gefängniß näherte, durch das Gitter eine Tatze reichte. Er wird geschossen oder in Gruben gefangen. Die Indianer essen sein Fleisch und finden es wohlschmeckend und gesund. Die Felle wer-

werden oft zu Pferdedecken gebraucht und hochgeschätzt, und ein Paar wird oft mit 40 bis 50 Thalern bezahlt. Von den edlen Eigenschaften des Löwen, von Großmuth, Erkenntlichkeit u. d. gl. findet man beym Tiger nicht eine Spur.

3) Der Parder *) (Panther, Panterthier). Der Schwanz lang, der Oberleib bräunlichgelb; der Rücken und die Seiten mit eyrunden schwarzen Ringen gezeichnet, welche oft einen schwarzen Mittelpunct haben; Kehle, Hals, Bauch und Brust weiß, mit schwarzen meistens länglichen Flecken und Streifen bestreut.

Es bewohnt dieses Thier die wüsten Gegenden Africas und des wärmern Asiens. In Bildung und Gestalt hat es viel Aehnliches mit einer großen englischen Dogge oder mit einem Bullenbeißer, und ist ohne den drey bis vier Fuß langen Schwanz gewöhnlich fünf bis sechs Fuß lang. Im Naturell kommt es mit dem Tiger überein, doch beleidiget es nicht leicht ungereizt einen Menschen, ja selbst gereizt scheut es ihn öfters. Sein Raub sind Hausthiere und Wildpret, welche es gewöhnlich in einigen großen Sprüngen aus dem Hinterhalte fängt. Des Nachts schleicht es sich in die Häuser und fängt die Katzen weg. Die Indianer zähmen es und richten es zur Jagd ab, doch legt es nie ganz seine Wildheit ab und die Jäger müssen sehr vorsichtig zu Werke gehen. Sie führen das Thier in einem Käfige bey sich und öffnen die Thüre, so bald sie ein Wild sehen. Mit drey, vier

*) Felis Pardus. *Linn.* l. c. p. 77.
Schreber Säugth. tab. XCIX.
Bechstein a. a. O. S. 94.
Donndorf S. 79.
Panthere. *Buff.* hist. nat. IX. p. 151. tab. 11. 12.

vier Sprüngen erhascht es der Parder, wirft es zu Boden und würgt es. Mißlingt ihm aber der Fang, so geräth er in Wuth und fällt seinen Führer an, wenn dieser nicht ein lebendiges Thier oder Fleisch bey sich hat, das er ihm sogleich vorwirft. Seine Stärke ist groß; er würgt ein Pferd und schleppt es mit Leichtigkeit davon. Sein Fleisch soll wohlschmeckend seyn. Sein Fell wird sehr geschätzt und zu Pferdedecken und Kürschnerarbeiten gebraucht.

4) Der Leopard *). Der Schwanz von mittelmäßiger Länge; die Grundfarbe des Kopfes, Rückens und der Seiten bräunlich gelb; bisweilen goldgelb; Kopf, Hals und Beine mit einfachen, der Rücken aber mit vier bis fünffach zusammengesetzten Flecken bezeichnet; Kehle, Brust, Bauch und die inwendige Seite der Beine auf weißem Grunde schwarz gefleckt.

Er bewohnt Africa, besonders dessen westliche Küste vom Senegal bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Er ist kleiner als der Parder, kaum vier Fuß lang, und sein Schwanz hält ungefähr 2 bis 2½ Fuß. Seine Augen sind äußerst lebhaft, und sein Blick ist fürchterlich grausam. An Stärke und Raubgierde giebt er dem Parder wenig nach, doch fällt er den Menschen nur vom äußersten Hunger getrieben an. Er streicht aus den dichten Waldungen an die Ströme und einzelne Wohnungen der Menschen, und lauert daselbst den zahmen und wilden Thieren auf. Er

*) Felis Leopardus. *Linn.* l. c. p. 77.
Schreber Säugth. tab. CI.
Bechstein a. a. O. S. 95.
Donndorf S. 79.
Leopard. *Buff.* l. c. p. 151. tab. 14.

Er klettert geschickt auf die Bäume und holt daselbst die Affen, welche vor ihm sich dahin flüchten, auch lauert er auf denselben den unten vorübergehenden Thieren auf und fängt sie durch einen Sprung von oben herab. Die Hottentotten essen sein Fleisch, welches wie Kalbfleisch schmecken soll. Sein Fell wird sehr geschätzt, zu Pferdedecken gebraucht und von Kürschnern verarbeitet, und das Paar kostet 50 bis 200 Thaler. Man fängt ihn in Gruben, oder schießt ihn oder erlegt ihn mit Wurfspießen und Pfeilen.

Es ist dieses Thier eine eigene und besondere Art, und nicht, wie man sonst irrig geglaubt hat, ein Bastard vom Löwen und Parder.

5) **Die Unze** *) (kleiner Panther, Wolfspard). Der Schwanz lang; die Grundfarbe des ziemlich lang behaarten Körpers weißlich mit unregelmäßigen schwarzen Flecken.

Dieses Thier, welches in Africa, sowohl im nördlichen, als südlichen, in Persien, Hirkanien, China lebt, und schon von Plinius unter dem Namen Panthera beschrieben wird, ist ebenfalls kleiner als der Parder, gewöhnlich von der Größe des Leopards, oft auch kleiner, aber sein Schwanz ist verhältnißmäßig länger als bey den ähnlichen Thieren, und gewöhnlich drey Fuß und drüber lang. Sie lebt vom Raube wilder und zahmer Thiere. Unter den großen reißenden Thieren des Katzengeschlechts hat sie die größte Biegsam-

*) Felis Uncia. *Linn.* l. c. p. 77.
Schreber Säugth. tab. C.
Donndorf S. 79.
Bechstein S. 99.
Felis Panthera. *Erxleb.* Mammal. p. 508.
Once. *Buff.* l. c. p. 151. tab. 13.

samkeit des Naturells. Vorlängst hat man sie im Oriente zur Jagd kleiner Thiere, der Rehe, Gazellen, Haasen u. d. gl. abgerichtet. Der Jäger führt sie hinter sich auf dem Pferde. Wenn er das Wild eingeholt hat, läßt er sie auf solches los, welches sie fängt, worauf sie sich dann wieder gutwillig greifen und aufs Pferd nehmen läßt.

Die Kürschner nennen die Haut vom Parder Pantherfelle, die von der Unze nennen sie africanische Tigerfelle, und die vom Leoparden nennen sie sehr uneigentlich Tigerfelle. Die Häute, womit oft die Kutschpferde der Vornehmen geschmückt sind, sind gewöhnlich Pantherhäute. Die wahren Tigerhäute sind zu rar. Die Haut der Unze giebt gute Wildschuren.

6) **Der Jaguar** *) (der americanische Tiger, die Tigerkatze). Der Schwanz von mittler Länge; der Körper oben bräunlich gelb, unten weiß; der Rücken und die Seiten mit länglichen, eckigen und runden Flecken von allerley Größe bezeichnet; die Ohren sehr kurz.

Er wohnt im südlichen America und ist kleiner als die Unze. Sein Körper erreicht eine Länge von drittehalb bis drey Fuß, und der Schwanz ist einen Fuß oder etwas drüber lang, doch finden sich sowohl in Ansehung der Größe, als der Flecken seines Pelzes mancherley Verschiedenheiten. Die Barthaare sind vorzüglich lang. Er nährt sich von allen andern schwächern Thieren, geht des Nachts in die Städte und

*) Felis Onca. *Linn.* l. c. p. 77. nr. 4.
Schreber Säugth. tab. CII.
Bechstein I. S. 96.
Donndorf S. 80.
Jaguara. Markgraf Bras. S. 235.

und Dörfer, um Hunde, Hühner und andere kleine Thiere zu holen, bey welcher Gelegenheit er zuweilen kleine Kinder mit nimmt, und hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so schmeckt ihm das von andern Thieren nicht mehr, und er wird selbst erwachsenen Personen gefährlich. Indessen besitzt er zum Glück nicht viel Herzhaftigkeit, ist ein feiger Räuber und fürchtet sich vor dem Feuer so sehr, daß man ihn leicht mit einem Brande verscheuchen kann, und wenn er satt ist, läßt er sich auch mit Hunden fortjagen. Man fängt ihn in Fallen und Schlingen. Die Mulatten wissen ihn im Zweykampfe zu tödten, nachdem sie ihm beym Angriffe die Pfoten abgehauen haben.

7) **Der Ozlot** *). Der Schwanz lang; der Körper oben bräunlichgelb, unten weiß; Stirne, Backen, Rücken und Seiten mit länglichen geraden oder gebogenen, bräunlichen, schwarz eingefaßten Streifen, die Beine mit schwarzen Tupfen, der Bauch und der Schwanz mit dergleichen länglichen Flecken bezeichnet.

Fast so groß als der Jaguar. Er wohnt im südlichen und im wärmeren Theile des nördlichen Americas und ist zwar kein vorzüglich starkes, aber ein äußerst blutgieriges Thier. Vorzüglich hält er sich in den Gebirgwäldern auf, und lauert auf seinen Raub, der in schwächeren Thieren besteht, auf den Bäumen, von denen er sich auf die vorbeygehenden Thiere herabstürzt. Dadurch thut er dem Wilde und dem Rindvieh großen Schaden. Die Affen soll er mit List, durch einen verstellten Schlaf fangen. Den Menschen scheuet er, und läßt sich auch von Hunden jagen.

*) Felis Pardalis. *Linn.* p. 78. Schreber Säugth. tab. CIII. Bechstein S. 97. Donndorf S. 80. Ocelot. *Buff.* XIII. p. 239. tab. 35. 36.

jagen. Sein Naturell ist so unbiegsam, daß er sich nie zähmen läßt, wenigstens sind noch bis jetzt alle Versuche mißlungen.

8) Die Guigna *). Der Schwanz lang; der Körper gelb und angenehm mit lauter runden schwarzen Flecken, die sich bis auf den Schwanz erstrecken, gescheckt.

9) Der Colocolo **). Der Schwanz lang und schwarz geringelt; der Körper weiß mit unregelmäßigen schwarzen und gelben Flecken.

Beide Thiere wohnen im südlichen America, besonders in Chili, in Gebüschen. Sie sind in der Gestalt der Hauskatze ähnlich, aber etwas größer und haben einen dickeren Schwanz und Kopf. Da sie klein sind, so wagen sie es nicht, Menschen und größere Thiere anzugreifen. Ihre Macht wenden sie vorzüglich gegen die Feldmäuse und das Geflügel. Oft nähern sie sich den Häusern auf dem Lande, um auf die Hühner Jagd zu machen.

Herr Gmelin hat diesen Thieren eine Stelle im Natursysteme versagt, die sie doch so gut, als mehrere andere, ja vielleicht mit mehrerem Rechte, verdienen. Eine Varietät vom Jaguar ist wenigstens die Guigna gewiß nicht.

*) Felis Guigna. Molina Naturgesch. von Chili. S. 261.

**) Felis Colocolo. Molina a. a. O.

10) Der

10) Der Guepard *). Der Schwanz mittelmäßig; der Körper hellbraun; gelb, oder weißbraun mit schwarzen Flecken; auf dem Halse bis über die Schultern eine Mähne.

Er wohnt im südlichen Africa und in Indien. Ohne den Schwanz, welcher anderthalb Fuß lang ist, hat er eine Länge von vierthalb Fuß. Er lebt wie seine Verwandten vom Raube der zahmen und wilden Thiere, dem Menschen aber ist er nicht leicht gefährlich. Er läßt sich leicht zähmen und zur Gazellenjagd abrichten. Diese Jagd treibt man folgender Gestalt mit ihm. Man führt ihn an einer Kette mit verbundenen Augen auf einem Wagen. Sieht man eine Heerde Gazellen, so öffnet man ihm die Augen und läßt ihn los. Sobald er sich in Freyheit sieht, drückt er sich auf die Erde und sucht sich unvermerkt an eine Gazelle zu schleichen, und so bald er seinen Vortheil abgesehen hat, thut er mit unglaublicher Geschwindigkeit fünf bis sechs weite Sprünge auf dieselbe, reißt sie nieder und genießt nebst dem Blute einen Theil des Eingeweides von derselben. Verfehlt er aber die Gazelle, so weiß er ihr nicht weiter nachzusetzen, und würde auch unvermögend seyn so lange zu laufen, als es die Gazelle aushält. Der Führer nähert sich ihm alsdann behutsam, giebt ihm Fleisch, schmeichelt ihm, bedeckt ihm die Augen von neuem, legt ihm die Kette wieder an, und bringt ihn auf den Wagen zurück.

11) Die

*) Felis jubata. *Linn.* p. 79. nr. 1. Schreber tab. CV. Donndorf zool. Beytr. I. S. 227.
Tigerwolf. Kolbe Vorgeb. der g. Hoffn. S. 171. Tab. 6. f. 5.
Guepard. *Buff.* XIII. p. 249. 254.

11) Die Pantherkatze *) (Jaguarette, oder der schwarze Tiger). Der Schwanz lang, die Ohren klein und abgestutzt; der Körper größtentheils grau- oder braunschwarz mit röthlichen Haaren untermengt; die Oberlippe und die äußersten Enden der Füße weiß; die untere Lippe, die Kehle, Brust, der Bauch und das Innere der Füße weißlich.

Sie wohnt im südlichen und mittlern America, ist so groß als eine englische Dogge, ja bisweilen erreicht sie die Größe eines jährigen Kalbes. Sie hat verhältnißmäßig kürzere Beine als die vorhergehenden Thiere. In dicken Waldungen lauert sie auf den Bäumen den vorübergehenden Hirschen, Schweinen und andern Thieren auf, fängt sie im Sprunge und zeigt eine ungemeine Stärke. Sie würgt mehr aus Lust, als aus Bedürfniß; denn von einem getödteten Thier zehrt sie nur wenig und hascht immer nach frischem Raube. Gewöhnlich fällt sie die Menschen nicht an; wenn man sich aber dem Lager der Jungen nähert oder sie mit einem Schusse verfehlt, so ist man in Lebensgefahr; doch darf man ihr nur herzhaft ins Gesicht sehen und sich allmählig rücklings entfernen, so bleibt sie in Furcht und scheuet den Angriff. So retten sich die Indianer gewöhnlich. Sie heulet wie ein Kind, mäckert aber ganz besonders hinten drein. Die Indianer essen ihr Fleisch, und ihr Fell giebt ihnen gute Decken.

*) Felis discolor. *Linn.* l. c. nr. 12. Schreber tab. CIV. B. Bechstein S. 98.
Jaguarette. Markgraf Bras. S. 235.

12) Der

12) **Der Kuguar** *) (der Wolfsbär, Pagi, Chilesische oder americanische Löwe ꝛc.). Der Schwanz lang; der Kopf klein; der Körper rothgelb, bald mehr, bald weniger mit grau gemischt.

Ein reißendes, blutdürstiges Thier, welches in den wärmeren Gegenden von Nordamerica, desgleichen in ganz Südamerica, besonders in Peru, Chili und Brasilien zu Hause, und allenthalben ein Schrecken der Thiere ist. Da dieses Thier der Breite nach eine Strecke von mehr als 85 Graden einnimmt, mithin sehr verschiedene Climate bewohnt, so ist leicht zu denken, daß es wie alle weit verbreitete Thiere, in mehrern Varietäten ausgeartet sey. Der Kuguar in Nordamerica ist schwächer und muthloser, als der in Südamerica. Bey den Irokesen ist er fast ganz grau, und Molina beschreibt die chilesische Varietät aschfarbig und gelb gesprenkelt. Molina giebt uns eine genaue Nachricht von diesem gewiß vielen unsern Lesern entweder gar nicht, oder nicht hinlänglich bekannten, aber doch gewiß merkwürdigen Thiere, und wir glauben ihnen keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen das wesentlichste aus dessen Beschreibung mittheilen.

„Der Pagi, Felis Puma, ist das in Mexico unter dem Namen Mitzli, und in Peru unter dem Namen Puma bekannte Thier, das den Naturforschern auch schon bekannter ist. Die Spanier nennen es Löwe, weil es, außer der Mähne, die es gar nicht hat, dem africanischen Löwen an Figur und Brüllen ziemlich gleicht. Sein Haar ist länger als

*) Felis concolor. *Linn.* l. c. nr. 9. Schreber tab. CIV. A. Bechstein S. 98. nr. 8. Donndorf Thiergesch. S. 81. Zool. Beytr. I. S. 228. Cougouar. *Buffon* IX. p. 216. nr. 129. Felis Puma. Molina a. a. O. S. 262. 8.

das des Tigers, vorzüglich auf dem Rücken, aschfarbig und gelb gesprenkelt, am Unterleibe weißlich. Seine Länge (ohne den zwey bis dritthalb Fuß langen, an der Spitze schwarzen Schwanz) ohngefähr fünf Fuß, und seine Höhe von der Erde bis an die Schultern sechs und zwanzig Zoll. Es hat einen runden Kopf, wie die Katzen, kurze und spitze Ohren, große Augen mit gelber Iris und brauner Pupille, eine breite und platte Nase, kurze Schnauze, eine gerade mit Barthaaren besetzte Oberlippe, ein weit geöffnetes Maul und starke Kinnladen. An allen Füßen hat es fünf starke Zeehen, da der africanische Löwe an den Hinterfüßen nur vier hat. Sein Brüllen ist, obgleich schwächer, doch nicht viel vom Brüllen des africanischen Löwen verschieden. Wenn er sich begatten will, so zischt er erschrecklich, wie eine Schlange. Das Weibchen ist ein wenig kleiner als das Männchen und von bleicherer Farbe. Es hat nur zwey Brüste, wie die africanische Löwin, und bringt zwey Junge. Es paart sich am Ende des Winters und trägt drey Monathe.

„Er wohnt in den dicksten Gebüschen und den steilsten Gebirgen, von welchen er herunter kommt und sich Nahrung holt, indem er die Hausthiere und vorzüglich die Pferde tödtet, deren Fleisch er dem Fleische aller übrigen Thiere vorzieht. Die Art, wie er sie fängt, ist eben so listig, wie die Art der Katzen; er nähert sich ihnen mit der feinsten List, drückt sich bald in die Gräben nieder, schleicht zwischen Gebüschen und tritt dann mit verstelltem Schmeicheln und mit Bewegen des Schwanzes zu ihnen. Wenn es ihm Zeit scheint, stürzt er mit einem erstaunenden Sprung auf das Thier, worauf er seine Absicht richtete, und indem er ihm mit der linken Tatze die Schnauze fest hält, zerreißt er es in einem Augenblicke mit den Klauen der rechten. Er säuft zuerst

das

das Blut, das aus der Wunde fließt, frißt dann das Fleisch der Brust, schleppt den Rest ins nächste Gebüsch und bedeckt ihn mit Reisern und Baumzweigen, um ihn mit Muße zu verzehren, (genießt aber nichts davon, sobald er merkt, daß ein anderes Thier sie berührt hat.)

„Findet er in den Feldern die Pferde gekoppelt, wie sie die Einwohner zu binden pflegen, so wirft er sich darauf, um eines davon zu tödten, und indem er es fortschleppt, schlägt er von Zeit zu Zeit das noch lebende hinter sich mit der Tatze, damit es durch die Gewalt und heftigen Bewegungen, die es macht, ihm das Fortbringen beider zum Gebüsche erleichtere. Die bequemsten Oerter für seine Ueberfälle sind die Bäche. Hier hält er sich auf einem nahen Baume fest angedrückt, und erwartet die Thiere, die zum Saufen dahin kommen, um auf sie zu springen. Die Pferde vermeiden, vom Instincte getrieben, diese mörderischen Oerter; wenn sie aber vom Durste gezwungen werden sich ihnen zu nähern, so riechen sie erst lange umher, um auszuforschen, ob etwas zu fürchten sey. Das muthigste nähert sich oft plötzlich zu saufen, und ladet die andern, wenn es freyen Zugang findet, mit freudigem Wiehern ein, dasselbe zu thun.

„Die Kühe stellen sich, wenn sich ihnen dieser fürchterliche Feind nähert, im Kreise um die Kälber und erwarten ihn mit nach ihm gekehrten Hörnern unerschrocken, um ihn mit Stoßen zu durchbohren, wie es auch verschiedentlich geschehen ist. Die Stuten gebrauchen eine gleiche List zur Vertheidigung ihrer Füllen, sie wenden ihm alle den Rücken zu, um ihn mit ihrem Hufe zu tödten; gewöhnlich bleibt aber eine von ihnen das Opfer der mütterlichen Liebe. Andere Thiere, die nicht von ihren Jungen zurückgehalten werden, suchen ihm durch die Flucht zu entkommen.

„Der Esel aber, der sich zum Laufen untüchtig weiß, bleibt stehen und bereitet sich dem verstellten Schmeichlen des Pagi mit dem Hufe zu antworten, womit er ihn nicht selten zu Boden schlägt. Wenn aber jener mit seiner angebohrnen Geschwindigkeit ihm auf den Rücken springt, so wirft sich dieser entweder mit dem Rücken heftig zur Erde und sucht ihn zu zerdrücken, oder er läuft, sich an den Bäumen zu reiben, indem er nur immer den Kopf zwischen den Beinen hält, um sich die Kehle zu verbergen, bis er sich dieser beschwerlichen Last entladen hat. Durch diese Mittel bleiben nur wenige Esel einem Feinde zur Beute, dem so viele stärkere Thiere unterliegen.

„Ohneracht dieser angebohrnen Wildheit hat doch der Pagi nie den Muth gehabt einen Menschen zu beleidigen, ob er gleich aller Orten von ihm verfolgt wird. Ein kleiner Knabe oder ein kleines Mädchen kann schon machen, daß er flieht, und seine Beute verläßt. Die Eingebohrnen jagen ihn mit Hunden, die dazu abgerichtet sind. Er flieht diese Hunde so lange er kann, sieht er sich aber eingeholt, so versucht er mit schnellen Sprüngen auf Bäume, welches die africanischen Löwen nie thun, zu entkommen, oder bedient sich eines Stammes, oder eines Felsens zur Schutzwehr, von wo er wüthend auf die Hunde springt und oft eine große Niederlage unter ihnen anrichtet, bis der Jäger dazu kommt und ihm eine Schlinge um den Hals zieht. Fühlt er sich nun angegriffen, so brüllt er und vergießt große Thränen, die ihm von den Backen rollen und auf die Erde tröpfeln.

„Von der Jagd dieser Thiere hat man noch, außer dem Vortheile die Heerden davon zu befreyen, ihre Felle, woraus gute Schuhe und feine Stiefeln gemacht werden. Ihr Fett soll ein augenblickliches Mittel gegen das Hüftweh seyn.„

13)

13) **Die gemeine Katze** *). Der Schwanz lang, geringelt; der Rücken hat der Länge nach, die Seiten der Queere nach laufende Streifen.

Die Katze ist das bekannteste Thier dieser Gattung, weshalben wir uns bey der Geschichte derselben kurz fassen können, besonders da dieselbe bereits von andern Schriftstellern und besonders von Schreber, Bechstein und Götze in den angeführten Werken so ausführlich behandelt worden ist, daß wir nichts zuzusetzen wissen, und wir diejenigen unserer Leser, welche außer dem, was wir anführen wollen, mehr zu wissen verlangen, auf jene vortreffliche Schriften hin verweisen.

Von der Katze giebt es gegenwärtig zwey Raßen, die wilde und die zahme.

a) **Die wilde Katze** **).

Bewohnt Europa, Nordasien (die kältesten Gegenden ausgenommen) und Nordafrica. Character und Naturell hat sie völlig mit der zahmen Katze, welche von ihr abstammt, gemein, und läßt sich daher auch leicht, selbst wenn sie alt ist, zähmen. Ihren Aufenthalt hat sie in dichten Wäldern, Felsenritzen, hohlen Eichen, und sucht die leeren Dachs- und Fuchsbäue zu ihren Winterquartieren auf. Man findet sie auch nicht selten im Winter in Teichen, die zugefroren sind, im Rohr oder in Löchern unter dem Ufer.

*) Felis Catus. *Linn.* p. 80. Schreber tabb. CVII. A. CVII. Aa. CVII. B. 1. CVII. B. 2. Bechstein N. G. Deutschl. I. S. ff. N. G. des In- und Ausl. I. S. 101. Götze europ. Faun. I. S. 197. ff. Donndorf Thiergesch. S. 81. dessen zool. Beytr. I. S. 232. ff.

**) Felis Catus ferus. *Linn.* l. c. Chat sauvage. *Buff.* VI. p. 1. tab. 1.

Sie ist beträchtlich größer als die zahme Katze, von Farbe dunkel oder röthlich grau, so gezeichnet, wie wir in der Diagnose (als welche von der wilden Katze genommen ist) angegeben haben, hat ein feineres und längeres Haar, steifere Ohren und um ein Drittheil kürzere Gedärme als die Hauskatze, und die Pfoten sind inwendig allzeit ganz schwarz. Der Wildbahn schaden die wilden Katzen gar sehr. Sie erlegen junge Rehe, Haasen, Kaninchen, und alles Federwildpret erschleichen und tödten sie. In morastigen Orten, an großen Seen, Teichen und Flüssen gehen sie im Schilf nicht allein der Brut der Wasservögel, Enten und Taucher nach, sondern suchen auch die Fische auf, die bey der Ablassung solcher Gewässer sich verschlagen. Sie fangen mit großer Behendigkeit Hamster, Maulwürfe und Feldmäuse. Im Winter besuchen sie Dörfer, um Hühner, Tauben u. d. gl. zu rauben. Ohnerachtet dieses Schadens, welchen sie anrichten, leisten sie doch auch Nutzen, indem sie Mäuse, Maulwürfe, Schlangen, ja selbst Insecten, vermindern und tödten, denn sie finden ein Vergnügen darin, schwächere Thiere zu tödten, wenn sie sie auch nicht verzehren. Ihr Gang ist leise und schleichend, und sie erhaschen ihren Raub meistens durch einen Sprung aus einem Hinterhalte. Sie können sehr geschickt klettern, springen von einem Baume zum andern und gehen über die schmälsten Stangen. Der Kater frißt oft seine eigene Junge, selten thut dieses die Kätzin. Sie käuet langsam, säuft oft, aber niemals viel auf einmal. Sie schläft wenig und gar nicht fest; liebt die Wärme sehr; begattet sich im Jahre zweymal, im Frühling und Herbste, und zwar mit einem erschrecklichen, kläglichen Geheule, und äußerst selten unter den Augen der Menschen; bringt gewöhnlich nach fünf und funfzig Tagen zwey, drey, vier und mehrere Junge, welche blind zur Welt kommen und

erst nach dem neunten Tage die Augen öffnen. Die Mutter trägt sie oft, um sie gegen Gefahren zu schützen und besonders um sie vor dem Kater zu verbergen, von einem Orte zum andern. Nach achtzehn Monathen haben sie ihren völligen Wuchs erreicht. Ihr Gesicht ist sehr gut, und sie sieht bey Nacht fast eben so gut wie bey Tage, daher sie auch meistens des Nachts ihren Geschäfften nachgeht, zu welcher Zeit ihre Augen wie glühende Kohlen leuchten. Auch ihr Gehör ist scharf, aber ihr Geruch ist sehr stumpf, kann also nicht, wie andere Raubthiere, durch denselben ihren Raub ausspüren. Nach gewissen Pflanzen, z. B. der Katzenmünze, dem Baldrian und dem Marum (Teucrium Marum Linn.) sind sie sehr lüstern, so daß sie dieselben, wo sie sie nur finden, abbeißen, sich auf ihnen herumwälzen und vor Freude gar seltsame Geberden machen. Hingegen verabscheuen sie den Geruch der Raute so sehr, daß sie schlechterdings, auch bey dem bittersten Hunger, nichts fressen, was damit bestrichen ist. Die Nässe und Unreinlichkeit ist ihnen sehr zuwider, daher putzen und lecken sie fast immer an sich, und verscharren sogar ihren widrig stinkenden Unrath. Wenn sie aus Unvorsichtigkeit von einer Höhe herabstürzen, so nehmen sie selten Schaden, sie beschreiben in der Luft lauter halbe Zirkel, indem sie den Schwanz, der ihnen statt eines Ruders dient, in die Höhe strecken, und stehen auf allen vieren, wenn sie auf den Boden kommen.

Bey dieser Thierart zeigt sich ein merkwürdiges Phänomen in einem höheren Grade, als bey allen übrigen Säugthieren. Wenn man ihnen nemlich im Dunkeln mit trockner Hand vom Schwanze nach dem Kopfe zu über den Rücken fährt, so fahren viele Funken mit einem Knistern aus den Haaren. Aus dieser electrischen Ausdünstung will man die Antipathie mancher Personen gegen diese Thiere erklären,

welche manchmal so weit geht, daß, wenn ihnen Katzen nahekommen, sie, ohne sie zu sehen, Ohnmachten bekommen; eben daher kommt auch wol bey den Katzen selbst die Unruhe und Aengstlichkeit bey starken und nahen Gewittern und bey bevorstehendem Erdbeben. Bey letztern dienet ihre Unruhe zum Warnungszeichen; sie fangen nemlich, ehe sich der Erdstoß ereignet, erschrecklich an zu heulen, unruhig herum zu laufen, und flüchten sich aus den Gebäuden ins freye. Die Bewohner derjenigen Gegenden, welche den Erdbeben ausgesetzt sind, achten sehr auf diese Warnungszeichen.

Zu ihren Eigenheiten gehört auch noch das Schnurren oder Spinnen, das sie in der Ruhe von sich hören lassen, und welches durch ein Paar besondere, zarte ausgespannte Häutchen im Kehlknopfe bewirkt wird.

b) Die Hauskatze *)

stammt von der wilden ab, und ist wie der Hund durch die häusliche Erziehung und den gewohnten Umgang mit Menschen schon längst ein Hausthier geworden. Doch schmiegt sie sich nicht so, wie der Hund, an den Menschen an, ist ihm nicht so mit Treue ergeben, auch der sehr lange Umgang mit Menschen hat noch nicht so viel auf sie würken können, daß sie ihre Wildheit ganz abgelegt hätte, sie ist immer ein tückisches Geschöpf, welchem selbst sein Herr nicht trauen darf, sie schweift freyer, wie alle andere Hausthiere, umher, lauert im Felde und Wald auf junge Haasen, Geflügel u. d. gl. begattet sich mit der wilden Katze und wird sehr leicht selbst wild. Alles was wir von der wilden Katze gesagt haben, läßt sich auch auf die zahme anwenden.

Sie

*) Felis Catus domesticus. *Linn.* l. c.
Chat domestique. *Buff.* l. c. tab. 2.

Sie ist kleiner als die wilde Katze, hat kürzere und dickere Haare, und ist, wie alle Hausthiere, sehr dem Wandel der Farbe unterworfen. Man kann sie wieder in zwey Unterabtheilungen zerlegen: α) mit schwarzen Lippen, Nase und Fußsohlen; β) mit fleischrothen Lippen, Nase und Fußsohlen. Jene sind dauerhafter, stärker, aber auch gewöhnlich raubbegieriger und wilder, und kommen der wilden Kaße näher. Sie sind entweder ganz schwarz, oder grau, oder graubraun, und in beiden letztern Fällen gewöhnlich wie die wilde gestreift, und heißen alsdann Cyperkatzen. Diese hingegen sind sanfter, schwächer, bezeigen gemeiniglich (doch nicht immer) weniger Raubbegierde, halten sich mehr zum Menschen, sind bisweilen ganz weiß, gewöhnlich aber weiß mit schwarzen oder braunen oder fuchsrothen Flecken, bisweilen findet man sie auch ganz fuchsroth, mit und ohne dunkle Flecken.

Man hegt die Katzen ihrer Raubbegierde wegen, damit sie in den Gebäuden die Ratten und Mäuse vertilgen, aber einen vertrauten Umgang mit ihnen muß man meiden. Aus den Schlafzimmern muß man sie besonders entfernen. Aus Liebe zur Wärme legen sie sich oft schlafenden Personen, besonders Kindern, auf den Hals, und man hat Beyspiele, daß sie sie erstickt, oder durch Bisse getödtet, oder ihnen die Augen ausgekratzt oder sie sonst übel zugerichtet haben. Sie blos zum Zeitvertreibe und zum Spielen zu halten, wie viele Menschen die üble Gewohnheit haben, ist auch gefährlich, da man Beyspiele hat, daß sie beym Scherze so erzürnt wurden, daß sie die bekanntesten Personen bissen, und durch ihren in der Wuth zu Gift werdenden Speichel tödtlich verwundeten. Sie werden auch, wie die Hunde, toll, und sind dann so sehr als diese zu fürchten. Sie gar zu Bette mitzunehmen, ist äußerst gefährlich, und zwar nicht

nur

nur aus den schon angeführten Gründen, sondern auch deswegen, weil ihr Athem und ihre Ausdünstung der Lunge so schädlich seyn sollen, daß, wie man sagt, die Schwindsucht daraus entstehen kann. Speise-kammern, Küchen, Taubenschläge, Kaninchenställe und Fischbehälter muß man vor diesen Hausdieben wohl verwahren, und das Feuer muß man vor ihnen in Acht nehmen; denn aus Liebe zur Wärme legen sie sich gerne auf den Feuerheerd und in die Oefen, hängen da leicht glühende Kohlen an sich und tragen sie in den Häusern herum, ja sie gehen sogar nach brennenden Talglichtern. Daß die Katzen keine Flöhe hätten, wie sogar Herr Gmelin noch schreibt, ist ein naturhistorischer Irrthum. Die Jungen sterben oft am Uebermaaße der Flöhe.

Bey den Schriftstellern finden wir noch folgende Varietäten der Katze angeführt.

c) Die angorische Katze *).

Mit langem, silberfarbigem, seidenartigem Haare, das am Halse sehr lang ist und eine Mähne bildet.

Eine sehr schöne Katze, welche größer als unsere wilde ist. Ihr schönes langes Haar kann zu allerley feinen Arbeiten verwendet werden, und der Balg wird als ein köstliches Pelzwerk sehr hoch geschätzt.

*) Felis Catus angorensis. *Linn.* l. c.
Schreber tab. CVII. B. 2.
Chat d'Angora. *Buff.* l. c. tab. 5.

d) Die spanische Katze *).

Schwarz, weiß und oranienfarbig gefleckt.

Sie gehört zur zweyten Abtheilung der Hauskatzen, denn sie hat fleischrothe Lippen und Fußsohlen. Ihr Haar ist feiner, als das der deutschen Hauskatzen, und ihr Balg daher besser.

e) Die Kartheuser Katze **).

Alle Haare sind blaugrau.

Sie gehört zur ersten Unterabtheilung der Hauskatzen, denn sie hat schwarze Lippen und Fußsohlen. Man findet sie in Europa und nach Kolbe ***) auch auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihr Balg wird seiner schönen Farbe wegen sehr geschätzt.

f) Die rothgestreifte Katze †).

Vom Kopfe läuft über den Rücken bis zum Schwanze ein rother Streif.

Sie ist nach Kolbe ††) auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Haus, und gehört, da sie schwarze Lippen und Fußsohlen hat, zur ersten Abtheilung der Hauskatzen.

Die Katzen fressen, wie wir schon angeführt haben, Mäuse, Ratten, Maulwürfe, Hamster; ja sogar schädliche Raupen und Schmetterlinge, und werden dadurch nützlich. Ihr Fleisch wird von manchen Per-

*) Felis Catus hispanicus. *Linn.* l. c. p. 81.
Chat d'Espagne. *Buff.* l. c. tab. 3.

**) Felis Catus caeruleus. *Linn.* l. c.
Chat des Chartreux. *Buff.* l. c. tab. 4.

***) Blaue Katze. Kolbe Vorgeb. S. 153.

†) Felis Catus ruber. *Linn.* l. c.

††) Rothe Katze. Kolbe Vorgeb. S. 153.

Personen gegessen, und soll wie Kaninchenfleisch schmecken. Der Balg ist gut zu Unterlagen bey Geschwulsten, und die Landleute machen Wintermützen daraus. Die electrische Kraft desselben hat man in neuern Zeiten bey den Electrisirmaschinen zu benutzen gewußt.

14) **Der Margag, die americanische Tigerkatze** *). Der Schwanz lang; der Körper rothgelb, schwarz gestreift und gefleckt, unten weiß.

Wohnt im südlichen America, besonders in Guiana und Brasilien, und lebt vom Raube schwächerer Thiere und Vögel. Sie hat die Größe und die Stimme unserer wilden Katze, und kommt auch in Sitten und Lebensart sehr mit ihr überein. Noch sind die Versuche sie zu zähmen vergeblich gewesen.

15) **Die kapische Tigerkatze** **). Der Schwanz mehr als mittelmäßig lang, braun und schwarz geringelt; der Körper rothgelb, oben mit unterbrochenen, der Länge nach laufenden Streifen, unten mit kreisrunden Flecken bezeichnet; die Ohren nackt, mit einem weißen mondförmigen Flecken.

Sie bewohnt die Gebirgwälder, die Steinklüfte und Felshöhlen der südlichen Spitze Africas, und besonders

*) Felis tigrina. *Linn.* l. c. p. 80.
Schreber Säugth. tab. CVI.
Margag. *Buff.* XIII. p. 248. nr. 132.

**) Felis capensis. *Linn.* p. 81.
Felis tigrina capensis. Act. angl. Vol. LXXI. P. I. nr. 1. Tab. 1.
Tigerbuschkatze. Sparrmann Reise nach dem Cap S. 534.

sonders der Gegend des Vorgebirgs der guten Hoffnungen, nährt sich von Haasen, Springern, jungen Antilopen und andern schwächeren Thieren. Sie ist größer als unsere wilde Katze, welcher sie übrigens in Sitten nahe kommt, doch ist sie nicht so tückisch, hat ein sanfteres Naturell und läßt sich leicht zähmen.

16) **Der Manul** *). Der Schwanz lang, schwarz geringelt, der Kopf mit schwarzen Puncten und zwey zu beiden Seiten stehenden gleichfarbigen Streifen bezeichnet.

Es wohnt dieses Thier, welches in der Größe einem Fuchse gleichkommt, in den Wüsten der mongolischen Tartarey, besonders in der Gegend der Flüsse Selenga und Dschida, lebt von kleinern Säugthieren, besonders den daurischen Haasen, welche große Verfolgungen von ihm auszustehen haben, und kommt in Sitten und Lebensart mit seinen kleinern Gattungsverwandten überein. Bäume besteigt es selten, und da die Daurischen Haasen sich mehr im freyen als in Wäldern aufhalten, so hält es sich deswegen, da diese seine liebste Speise sind, auch mehr im Freyen auf.

17) **Der Serval** **). Der Schwanz bis an die Fersen reichend; der Körper oben braungelb mit schwarzen Flecken; Hals, Einfassung des Gesichts und der Augen weiß.

Er bewohnt Ostindien und Tibet, und ist größer und stärker, als unsere wilde Katze, mit welcher

er

*) Felis Manul. *Linn.* l. c. — Pallas Reisen III. p. 692. nr. 2. Schreber Säugth. III. p. 406. Steinkatze. Pallas nord. Beytr. III. S. 142.

**) Felis Serval. *Linn.* p. 82. Schreber tab. CVIII. Donndorf Thiergesch. S. 85. Neuer Schauplatz der Natur VIII. S. 219.
Serval. *Buff.* XIII. p. 233. tab. 35.

er indessen so ziemlich einerley Lebensart hat. Hält sich meistens auf Bäumen auf; flieht den Menschen, wenn er nicht gereitzt wird; läßt sich nicht zähmen.

18) Der Kirmyschack *). Der Schwanz bis an die Fersen reichend, gegen die Spitze geringelt und an der Spitze schwarz. Die Farbe des übrigen Körpers bräunlichgelb; die Ohren außen bräunlich, an der Spitze schwarz gebärtet.

Wohnt in den sumpfigten und waldigten Gegenden um das kaspische Meer, besonders in den persischen Landschaften Gilan und Masanderan. An Sitten, Stimme, Lebensart, Art der Nahrung ist er unserer wilden Katze ähnlich, in der Größe aber steht er zwischen dieser und dem Luchse. Als ein sehr wildes und menschenscheues Thier besucht er bewohnte Orte und Gegenden nicht, und die Gefangenschaft ist ihm unerträglich. Bäume besteigt er selten. Des Nachts schweift er herum und fängt Fische, Mäuse und Vögel, welche im Rohre nisten.

19) Der Caracal **). Der Schwanz bis an die Fersen reichend und an der Spitze schwarz; der Körper hellzimmetbraun, weiß überlaufen, unten weißlich, die Ohren außen schwarz und an den Spitzen mit schwarzen Bürsten.

Wohnt in der Barbarey, auf dem Cap, in Persien und Indien; hat die Größe eines Fuchses, und nährt

*) Felis Chaus. *Linn.* l. c. p. 82. nr. 17.
Kirmyschack. Donndorf zool. Beytr. I. S. 242. Handb. der Thiergesch. S. 83. Schreber Säugth. tab. CX. B.

**) Felis Caracal. *Linn.* p. 82. Schreber tab. CX. Donndorf zool. Beytr. I. S. 242. Thiergesch. S. 83.
Caracal. *Buff.* IX. S. 262. tab. 24. XII. S. 442.

nährt sich von allerley Thieren. Raubt in der Nacht; sättigt sich bisweilen von den Ueberbleibseln des Löwen, daher die Sage entstanden, daß er der Spion des Löwen sey, daß er diesem die Thiere zujage und hernach etwas dafür zur Belohnung erhalte. Er läßt sich zähmen und wird in Ostindien zur Jagd auf Haasen, Kaninchen und große Vögel abgerichtet.

20) **Der Rothluchs** *). Der Schwanz kurz (nicht bis an die Fersen reichend), unten und an der Spitze weiß; der Körper braunroth und braungefleckt, die Ohren an der Spitze gebartet.

Er wohnt in Nordamerica und vorzüglich in der Provinz Neu-York, ist noch einmal so groß als unsere wilde Katze, und wird von mehreren Naturforschern für eine Varietät des gemeinen Luchses gehalten, mit welchem er in Sitten und Lebensart alles übereinstimmend hat.

21) **Der gemeine Luchs** **). Der Schwanz kurz, verloschen geringelt, an der Spitze schwarz; der Körper unordentlich braun, schwarz und weiß gefleckt; die Ohren fast dreyeckig und an der Spitze mit einem Haarbüschel.

Der Luchs ist das einzige getiegerte Thier, welches auch die kalte Zone von Europa, Asien, und wenn

*) Felis rufa. *Linn.* p. 82. nr. 19. Schreber tab. CIX. B. Donndorf zool. Beytr. I. S. 244.

**) Felis Lynx. *Linn.* p. 83. Schreber tab. CIX. Bechstein N. G. Deutschl. I. S. 267. tab. IV. N. G. des In- und Ausl. I. S. 99. Götze Faun. I. S. 252.
Lynx. *Buffon* IX. p. 231. tab. 21.

wenn der Rothluchs nur eine Varietät von ihm ist, wie es sehr wahrscheinlich ist *), auch von America bewohnt, da alle übrigen nur warme Gegenden lieben. An Größe übertrifft er den Fuchs und ist etwa über drey Fuß lang. Im äußeren Ansehn kommt er ziemlich mit einer Katze überein, nur daß er größer, hochbeiniger und kurzschwänziger ist. Der Oberleib ist rothbraun, nach den Seiten verläuft sich die braune Rückenfarbe ins Weiße, und Braun und Weiß bilden undeutliche Flecken und Streife, die sich nach dem Unterleibe schlängeln. Ueber die Backen laufen nach den Ohren zu einige bald mehr, bald weniger deutliche schwarze bogenförmige Streife; die Beine haben schwarzbraune Puncte und Flecken; die Brust und die Unterbeine sind weißgelb, mit schwarzen Flecken, der übrige Unterleib ist weiß mit großen schwarzbraunen Flecken. Der kurze Schwanz hat einen gelblichen Grund, undeutliche schwarzbraune Ringel und eine glänzend schwarze Spitze.

In Deutschland ist dieses Raubthier, das besonders dem Rothwild so sehr nachstellt, (daher es auch von einigen älteren Schriftstellern Hirschwolf genennt wird) fast gänzlich ausgerottet, nur auf dem Thüringer Walde trifft man es noch hin und wieder an. Er wohnt in Felsenklüften, die in der Nähe von dichtem Holze stehen. Hier bringt auch das Weibchen seine drey bis vier Junge. Ob er gleich so geschickt wie eine Katze einen Baum erklettern kann, so thut er es doch nicht, wie man gewöhnlich vorgiebt, um von da herab den vorübergehenden Thieren auf das Genick zu springen und sie zu erwürgen, sondern vielmehr aus Noth, wenn er verfolgt wird. Seinem Raube lauert er auf einem kurzen Baumstrunke, oder hinter einem Busche, wie schlafend, auf,

*) S. Bechstein N. G. Deutschl. I. S. 271. Anmerk.

auf, springt dem Hirsche oder Rehe, das vorbey geht, auf den Rücken, hackt sich mit seinen langen scharfen Klauen fest ein und beißt ihm die Halsflechten entzwey. Alsdann saugt er ihm das Blut aus, frißt einige Pfund davon, verscharrt das Uebrige, und sucht es nur alsdenn wieder auf, wenn er nichts frisches fangen kann. Er hat ein furchtbares Ansehn, einen sehr feinen Geruch und ein sehr scharfes Gesicht, welches schon in alten Zeiten zu dem Sprichworte: er hat Luchsaugen (lynceis oculis videt), womit man ein sehr scharfes Gesicht bezeichnen will, Anlaß gegeben hat. Er begattet sich im Februar und bringt nach neun Wochen drey bis vier Junge.

Sein Balg gehört zu den vorzüglich schönen und kostbaren Pelzwerken. Er kommt vorzüglich aus Natolien, Spanien, Polen, Schweden, Norwegen, Grönland, und vorzüglich aus Archangel zu uns, und wird zu Müffen, Kleiderfutter und Bebrämung der Winterkleider verbraucht. Das Stück kostet zehn bis funfzehn Thaler, und in der Türkey kostet eine mit diesem Pelzwerke gefütterte Weste oft dreyhundert Thaler.

Die Jäger unterscheiden einen Katzenluchs und einen Kälberluchs; jener hat einen lichtgelben Balg mit rothen Flecken, und dieser einen ziegelrothen Balg mit weißen Flecken. Beide sind Varietäten des gemeinen rothbraunen Luchses, welcher von den Jägern Wolfsluchs genannt wird, eben so, wie die kleinere Varietät, welche sich in Persien und dem südlichen Sibirien findet, einen sehr schönen weißen, schwarzgefleckten Balg hat, und von den Kürschnern Katzenluchs genennt wird.

Anmerkung zu dieser Gattung. Es gehören zu dieser Gattung, welche der Raubbegierde wegen, die alle ihr zugehörige Arten besitzen, eine der merkwürdigsten ist, wahrscheinlich noch mehrere Thiere,

und wir finden ihrer bereits mehr als zehen gedacht, allein sie sind noch nicht gehörig bestimmt, daß man ihnen eine zuverlässige Stelle im Systeme anweisen könnte. Wir behalten uns daher vor, in Nachträgen das Merkwürdige, so wie wir selbst nähere Aufklärung erhalten, beyzubringen.

XVI. Gattung. Stinkthier. Viverra.

In jeder Kinnlade sechs Vorderzähne: die mittlern kürzer als die äußern.

Auf jeder Seite oben und unten ein langer Eckzahn.

Oben und unten mehr als drey scharfe und zackige Backenzähne.

Die Zunge gewöhnlich stachelig, bey einigen nur warzig, bey manchen glatt.

Die Schnauze spitzig, fuchsähnlich, bey manchen in einen deutlichen Rüssel verlängert.

Die Thiere dieser Gattung haben einen langen, gestreckten, durchaus fast gleich dicken Körper, einen langgestreckten, glatten Kopf, kleine Ohren, kurze Füße mit unbeweglichen Klauen (nur bey zwey hier her gezählten Arten finden sich bewegliche Klauen) und zwischen dem After und den Geburtsgliedern meistens eine Spalte mit einem doppelten Sacke, worin sich eine starkriechende, schmierige Feuchtigkeit findet. Sie laufen sehr geschwind, einige klettern und graben auch. Sie nähren sich von allerley Fleisch, von Eyern und auch von Gewächsen. Man kennt bereits über 30 Arten. Zwar ist keine davon in Deutschland einheimisch, doch sind mehrere durch besondere Eigenschaften so merkwürdig geworden, daß wir sie unsern Lesern aufführen müssen.

1) Der

1) Der Ichneumon *) (Pharaoratze, Pharaomaus). Der Schwanz am Grunde dick und von da gegen die Spitze hin allmählig dünner, an der Spitze mit einem Haarbüschel; der Daume etwas weit zurückstehend.

Er wohnt in Ostindien, in Africa und vorzüglich in Niederegypten, wo er sich in feuchten und schattigten Feldern und an den Ufern des Nils aufhält. Er erreicht eine Länge von 21 Zoll, und der Schwanz ist noch an die 18 Zoll lang. Das Haar am Leib ist lang und Borstenartig weißlich und dunkelbraun geringelt, wodurch das Thier ein gewässertes Ansehn bekommt. Die Augen sind klein und schief; die Ohren kurz zugerundet und haarig.

Er nährt sich von Mäusen, Vögeln, Eydechsen, Fröschen, Schlangen, Insecten, Gewürmern und Gewächsen. Besonders geht er den Eyern der Vögel und der Krokodille nach, vermindert aber doch die Vermehrung der letztern Thiere nicht so sehr, als man vorgiebt, vielmehr leistet eine weißliche Schildkröte, welche in Egypten Tersah genannt wird, diesen wichtigen Dienst, denn diese frißt die jungen Krokodile, sobald sie ausgekrochen sind, sogleich auf, und läßt von funfzehn kaum sechs bis sieben übrig. Diese Schildkröte findet sich in den oberen Gegenden des Nils, wo die Krokodile sehr gemein sind **). Der vorzüglichste Nutzen, den der Ichneumon den Egyptern leistet, besteht in der Vertilgung der Mäuse. Da Egypten so überhäuft mit Mäusen ist, daß aus den Spalten des ausgetrockneten Erdreichs unzählige von aller-

*) Viverra Ichneumon. *Linn.* p. 84. Schreber Tab. CXV. B. Donndorf zool. Beytr. I. S. 252. Thiergesch. S. 85.
Pharaonsratze. Bechstein N. G. des In- und Ausl. I. S. 110.

**) Bechstein a. a. O. S. 110.

ley Arten herauslaufen, wenn man stark darauf tritt, auch die Häuser davon wimmeln, so wird er allerdings durch die Verminderung dieser Thiere seinem Vaterlande recht nützlich, und wurde schon in den ältesten Zeiten in Egypten für heilig gehalten, ja in einigen Gegenden sogar göttlich verehrt.

Der Streit des Ichneumons mit dem Krokodile und der Aspis, die Erzählungen von der List, daß es sich im Schlamme glatt mache, dem schlafenden Krokodile durch den Rachen in den Leib krieche, seine Eingeweide und vorzüglich die Leber verzehre, und sich sogar wieder herausfresse, sind Märchen, die aber wahrscheinlich in der Ehrerbietung, welche die alten Egypter vor diesem Thiere hatten, ihren Grund haben.

2) **Der Mungo** *) (die Manguste). Der Schwanz am Grunde dick, von da allmählig dünner, und endlich ganz spitz auslaufend; der Daume etwas weit zurückstehend.

Bewohnt Bengalen, Persien und andere wärmere Gegenden Asiens. Er ist kleiner als der Ichneumon, ohne den Schwanz nur 16 bis 17 Zoll lang, hat aber in Sitten und Lebensart sehr viel ähnliches mit jenem. Er ist ein munteres und artiges Thierchen, das oft auf den Hinterfüßen sitzt und sehr geschwind laufen und klettern kann. Den Mäusen und Ratten gräbt er in ihren Löchern nach; das Geflügel aber soll er auf diese Art berücken, daß er sich so lange als todt hinstreckt, bis sich diese in Menge um ihn versammelt haben, die er sodann mit leichter Mühe er-

*) Viverra Mungo. *Linn.* p. 84. nr. 7. Schreber Säugth. Taf. CXVI. A. CXVI. B. Donndorf zool. Beytr. I. S. 254. Thiergesch. S. 85. Mangouste, *Buff.* XIII. p. 150. tab. 19.

erhaschet. Den gefangenen Thieren beißt er die Kehle oder den Kopf entzwey und saugt das Blut aus, ehe er das Fleisch anrührt. Was er nicht auf einmal bezwingen kann, verscharrt er zu einer anderen Mahlzeit. Er frißt auch Schlangen und selbst die giftige Brillenschlange (Coluber Naja). Wenn er von dieser gebissen worden, so soll er die Schlangenwurz (Ophioriza Mungos) als Gegengift gebrauchen. Außer Fleisch frißt er auch Kirschen, Pflaumen und andere saftige Früchte, aber kein Brod. Er trinkt viel; unter dem fressen brummt er, wie eine Katze. Wenn man ihn böse macht, sträubt er die Haare. Des Tages schläft er viel, des Nachts aber ist er wachsam und pflegt seinen Geschäfften nachzugehen. Zum Schlaf legt er sich in einen Kreis zusammen, daß man weder Kopf noch Beine sieht. Seinen Unrath trägt er an einen besondern Ort.

Diese und die vorhergehende Art grenzen so nah aneinander, daß sie Linne, Erxleben, Büffon und Daubenton für Varietäten unter einander ansehn; allein andere Schriftsteller, z. B. Schreber, Brisson, Gmelin, halten sie für verschieden von einander. Ueberein kommen beide 1) in der Gestalt und dem Verhältnisse der Theile; 2) in der Lebensart; 3) in den Sitten; 4) in dem von ihnen bewohnten Klima. Der Mungo aber weicht von dem Ichneumon ab 1) durch das spitzauslaufende Ende des Schwanzes, da sich der Schwanz des Ichneumons mit einem Quaste endiget; 2) durch die mindere Größe; 3) durch die Farbe.

Herr Bechstein sagt in seiner Naturgeschichte des In- und Auslandes I. S. 110: Man dürfe die Pharaorakze, (Ichneumon, Mungo, Viverra Ichneumon Linn.) mit dem minder bekannten Ichneumon (Mustela Ichneumon Linn. welcher das ganze Ansehn und die Größe eines Marders, auch seine

stumpfere Schnauze und schmutzig weiße, steife, borstenähnliche Haare habe,) nicht verwechseln. Was ist das für ein Thier, die Mustela Ichneumon? In der 12ten und 13ten Ausgabe des Natursystems finde ich sich nicht. Daß Herr Bechstein den größeren Ichneumon und die Manguste oder den Mungo mit einander verwechselt, sieht man aus den Synonymen: Pharaoratze, Ichneumon, Mungo, Viverra Ichneumon Linn.

3) Die Surikate *) (der vierzeehige Rüsselträger). Die Füße vierzeehig; die Schnauze langgestreckt mit einem beweglichen Rüssel.

Es bewohnt dieses Thier das südliche Africa. Ohne den sechs Zoll langen Schwanz ist sein Körper einen Fuß lang. Der Rücken hat eine braungelbe, mit schwarz vermischte Farbe, Brust und Bauch sind gelblich. Es frißt Fleischwerk, besonders gern Fische und Eyer. Sein Getränk leckt er wie ein Hund, und soll seinen eigenen Harn saufen. Es gräbt mit den Vorderfüßen und läßt sich sehr zahm machen.

4) Der Coati **) (der rothe Rüsselträger, das Nasenfrett). Die Füße fünfzeehig mit gleichstehendem Daumen; die Schnauze langgestreckt mit einem beweglichen Rüssel; die Farbe des Körpers braun oder fuchsroth; der Schwanz weißlich geringelt, an der untern Seite flach und an der Spitze von den Seiten zusammengedrückt; über und unter den Augen, auf den Backen, und unter der Kehle eine Warze.

Wohnt in Südamerica, besonders in Guiana und Brasilien; hat ungefähr die Größe einer Katze und

*) Viverra tetradactyla. *Linn.* p. 85. nr. 9. Schreber tab. CXVII. Donndorf Thiergesch. S. 86. 3. Suricate. *Buff.* XIII. p. 72. tab. 8.

**) Viverra Nasua. *Linn.* p. 86. nr. 2. Schreber tab. CXVIII. Donndorf a. a. O. S. 86. 4. Coati.

und einen 13 Zoll langen Schwanz. Lebt vom Fleische allerley Thiere, von Mäusen, Geflügel, Eyern, Insecten, Gewürmern, auch von Obst und Früchten. Gräbt gern nach Regenwürmern; liebt die Wärme; wickelt sich beym Schlafen ganz zusammen; wird sehr zahm. Die Zunge dieses Thiers ist gelappt, fast wie ein Eichblatt. Es geht auf der ganzen Ferse, und hat einen langsamen, schleichenden Gang, kann aber sehr gut klettern. Wenn man es erzürnt oder ängstet, giebt es einen häßlichen Gestank von sich.

Nützlich wird dieses Thier dadurch, daß es viele schädliche Thiere, als Mäuse, Insecten rc. vertilget.

5) Der Narika *) (braune Rüsselträger, Frettbär). Die Füße fünfzeehig mit gleichstehendem Daumen; die Schnauze langgestreckt mit einem beweglichen Rüssel; der Körper graubraun; der Schwanz völlig cylindrisch, ungeringelt; keine Warzen im Gesicht.

Hat mit dem vorhergehenden gleiches Vaterland und ist sehr nahe mit ihm verwandt, aber doch nicht blos Spielart von ihm, wie Pennant und Büffon glauben, sondern eine wahre Art, welche sich außer den angeführten Unterschieden noch durch ein größeres Maaß des Körpers, als welcher über zwey Fuß in der Länge hat, und durch weiße Streifen vom Auge herunter nach der Nase und hinter jedem Mundwinkel, welche der Coati nicht hat, unterscheidet. Uebrigens hat

Coati. *Marcgr.* braſ. p. 228.
Coati noiratre. *Buff.* VIII. p. 358. tab. 48.

*) Viverra Narica. *Linn.* p. 86. 3. Schreber tab. 119. Donndorf zool. Beytr. I. 257. Thiergesch. S. 86.
Coati brun. *Buff.* VIII. tab. 48.

hat es mit der vorhergehenden Art gleiche Lebensart und nährt sich auch auf gleiche Weise. Es wühlt nach Regenwürmern, gräbt sehr tief ein; klettert fertig; geht ins Wasser, und frißt außer den Fleischspeisen auch Brod, Früchte und Wurzeln. Erzürnt oder geängstet giebt es ebenfalls einen häßlichen Gestank von sich.

6) Die Coase *) (Yzquiepatl, der mexicanische Ameisenfresser). Ganz kastanienbraun; die Nase spitz mit hervorragender Schnauze.

In Virginien und Neuspanien zu Hause, erreicht eine Länge von 16 Zoll und lebt von Gewürmen, Käfern und Vögeln oder deren Eyern. Von den Vögeln soll sie vorzüglich nur den Kopf fressen. Ihre Wohnung sind Felsenklüfte, in welchen sie auch ihre Junge wirft. Sie giebt, wie mehrere Arten dieser Gattung, zu ihrer Vertheidigung einen pestilenzialischen, fast erstickenden Dampf oder Gestank von sich, welcher selbst den auf sie Jagd machenden Hunden so unerträglich ist, daß sie zur Erholung öfters die Nase gegen die Erde halten müssen. Es rührt dieser Gestank von einer Feuchtigkeit her, die in einem besonderen zwischen dem After und dem Geburtsgliede befindlichen Beutel enthalten ist, und die sie, wenn sie geängstet werden, von sich sprützen.

*) Viverra Vulpecula. *Linn.* p. 87. 10. Schreber tab. 120. Donndorf zool. Beytr. I. S. 258. Thiergesch. S. 87.

Coase. *Buff.* XIII. p. 288. 299. tab. 38.

7) Der

7) Der Skunk *) (Conepatl, das eigentliche Stinkthier). Bräunlich schwarz mit fünf der Länge des Rückens nach laufenden parallelen weißen Streifen, der Schwanz an der Spitze weiß mit sehr langen Haaren.

Er bewohnt Virginien, Kanada und andere Gegenden von Nordamerica, hat ungefähr die Größe einer Hauskatze, klettert sehr geschickt, und gräbt, schläft bey Tage und schweift des Nachts umher; lebt von Regenwürmern, Insecten, kleinen Säugthieren, Geflügel und Eyern, kömmt auch zuweilen in die Häuser, um seine Nahrung daselbst zu suchen; heckt in der Erde und in hohlen Bäumen.

Unter allen Stinkthieren giebt dieses Thier den ärgsten Gestank von sich, die Schriftsteller können ihn nicht abscheulich genug beschreiben. Personen, die das Unglück haben, damit inficirt zu werden, versagt man die Rechte der Gastfreyheit und verschließt die Thür vor ihnen. Damit inficirte Kleider müssen einen Tag in die Erde gegraben werden, wodurch der Gestank wieder auszieht. Der Prof. Kalm lief Gefahr von dem Gestank dieses Thiers, welches in das Haus, worin er sich befand, verfolgt wurde, erstickt zu werden. Eine Dienstmagd, welche eines dieser Thiere in einer Speisekammer antraf und erschlug, ward von dem Gestank so sehr angegriffen, daß sie mehrere Tage hindurch krank blieb, und die Speisen mußten alle weggeworfen werden. Reisende finden sich mitten in den Wäldern oft genöthiget die Nase zuzuhalten, um den Wirkungen dieses Gestanks zu begegnen. Selbst

*) Viverra Putorius. *Linn.* p. 87. nr. 4. Schreber tab. 122. Donndorf zool. Beytr. I. S. 260. Thiergesch. S. 87. 7. Bechstein N. G. des In- und Auslandes I. S. 111.
Conepate. *Buff.* XIII. p. 288. tab. 40.

Selbst andere Thiere erfahren die traurigen Wirkungen dieser Ausdünstungen; das Hornvieh fängt ängstlich an zu brüllen, und nur gut abgerichtete Hunde wagen es diese Stänker anzugreifen. Auch noch mehrere Tage nach dem Kampfe behalten sie diesen unausstehlichen Gestank. Ohnerachtet dieses scheuslichen Gestankes wird doch das Fleisch dieses Thiers gegessen, nur muß ihm gleich nach dem Tode der die stinkende Feuchtigkeit enthaltende Beutel ausgeschnitten und das Fell abgezogen werden. Aus dem Felle machen die Indianer Tabacksbeutel.

8) **Das Conepatl** *). Braunschwarz; über den Rücken zwey weiße Streife, welche auch durch den Schwanz laufen.

Wohnt in Neu-Spanien, hat die Größe und die Gestalt des Skunks und auch einerley Lebensart mit ihm. Es vertheidiget sich auch ebenfalls durch einen so abscheulichen Gestank wie der Skunk.

Büffon zieht diese Art mit der vorhergehenden zusammen, Herr von Schreber aber sondert beide von einander ab.

9) **Der Chinche, Chinghe** **).

Unter dieser Benennung, glauben wir, werden zwey ganz von einander verschiedene Thiere mit einander verwechselt, die Viverra Mephitis des Natursystems

*) Viverra Conepatl. *Linn.* p. 88. 13. Schreber III. p. 443. nr. 16. Donndorf zool. Beytr. I. S. 262. 12.

**) Viverra Mephitis. *Linn.* p. 88. 13. Schreber tab. 121. Donndorf zool. Beytr. I. S. 262. Thiergesch. S. 88.
Chinche. *Buff.* XIII. p. 294. tab. 39.

systems nemlich, und Molinas Viverra Chingha *), denn beide weichen in ihrer Zeichnung sehr von einander ab, und verdienen, glaube ich, eben so gut von einander getrennt zu werden, als das Conepatl vom Skunk. Wir wollen die Diagnosen von beiden hier angeben:

a) *Viverra Mephitis* oder **Büffons** *Chinche*. Schwarz, von der Nase ein weißer Streif über den Hals, der sich um die Mitte des Rückens in zwey gleiche Theile theilet, die sich am Schwanze wieder vereinigen. Der Schwanz größtentheils weiß.

Wohnt in Südamerica und in den wärmeren Gegenden von Nordamerica. Seine weitläuftigere Beschreibung wollen wir hier übergehen, unsere Leser finden solche bey Büffon und Schreber an d. a. O. Es vertheidiget sich, wie der Skunk, mit einem entsetzlichen Gestank. Frißt besonders gern Eyer und wird sehr zahm.

b) *Viverra Chingha* oder **Molinas Chinghe**. Schwarz ins Blaue spielend, über den Rücken der Länge nach fünf runde weiße Flecken.

Wohnt in Chili, und Molina hat uns zuerst seine Naturgeschichte geliefert, welche wir aus dessen Werke hier unsern Lesern mittheilen wollen, damit sie eine Vergleichung zwischen diesem Thier und der Viverra Mephitis anstellen und nach derselben entscheiden können, ob beide von einander zu trennen seyn, oder nicht.

„Das

*) Viverra Chingha. Molina N. G. von Chili S. 255.

Das Chingha aus Chili, sagt Molina, ist von der Größe einer Katze, und von schwarzer ins Blaue spielender Farbe, ausgenommen der Rücken, wo es von der Stirne bis zum Schwanze eine Reihe weißer runder Flecken hat. Es hat einen mehr langen Kopf, breite und behaarte Ohren, mit einem einwärts gebogenen Schneckengange und herabhängenden Lappen, länglichte Augen mit einer schwarzen Tunica, eine spitze Schnauze, die Oberlippe länger als die untere, und das Maul bis an die kleinen Augenwinkel geöffnet. Die Kinnladen sind mit zwölf Schneidezähnen, sechs in jeder Reihe, mit vier scharfen Hundszähnen und sechszehn Backenzähnen versehen, die vordern Seitenzähne sind größer als die mittlern. Die Vorderfüße sind höher als die hintern, (wahrscheinlich scheint dieses so zu seyn, weil es wie seine Gattungsverwandten auf der ganzen Ferse geht;) es hat an jedem Fuße fünf Zeehen, welche mit langen Nägeln besetzt sind, womit es die Erde aufkratzt und sich tiefe Höhlen macht, um sich mit seinen Jungen darin zu verbergen. Es trägt den Kopf niedrig, den Rücken krumm, wie ein Schwein, und den Schwanz aufwärts gekrümmt, wie das Eichhörnchen; dieser Schwanz ist so lang, als der Körper, und nicht weniger haarigt, als beym Fuchse. Sein Urin stinkt nicht, wie man glaubt, er riecht beynah, wie der des Hundes. Die stinkende Feuchtigkeit, die dieses Thier gegen diejenigen auswirft, die es beunruhigen, ist eine Art grünlichen Oels, das in ein nahe beym Hintern liegendes Bläschen, wie beym Stinkthier, eingeschlossen ist. Es erhebt, so bald es angegriffen wird, die Hinterfüße, und wirft gegen den Angreifenden diese schädliche Feuchtigkeit, deren mephitische Dünste sich so schnell verbreiten, daß sie in einem Augenblicke alle umliegende Oerter verunreinigen und sich oft auf mehr als zwey Meilen erstrecken. Die Kleider, die von die-

dieser bösartigen Salbe bespritzt werden, werden entweder ganz weggeworfen, oder erst nach verschiedenem und wiederholtem Waschen mit scharfer Lauge getragen; selbst die Häuser, in welche dieser pestilenzialische Dunst gekommen ist, bleiben einige Zeit unbewohnt, weil sich kein Räuchwerk findet, das den Gestank vertreiben könnte. Wenn Hunde etwas davon kriegen, so stürzen sie sich ins Wasser, wälzen sich im Koth, laufen heulend, wie toll, in der Gegend umher, und so lange der Gestank um sie her dauert, fressen sie fast gar nichts.„

„Der Chinghe, der die mächtigen Waffen, die ihm von der Natur gegeben sind, kennt, bedient sich nie der Zähne oder der Klauen gegen seine Feinde. Uebrigens ist er freundlich und scheint den Menschen geneigt zu seyn, denen er sich auch gerne nähert. Er geht frey auf die Landgüter, um daselbst die Eyer auszusaufen, die er in den Hühnerhäusern aufsucht. Er geht ohne Furcht mitten unter die Hunde, und bedient sich mit völliger Freyheit der Vorrechte, die ihm der Salvus Conductus giebt, den er bey sich trägt, und die ihm von keinem Thiere streitig gemacht werden. Die Hunde ihrer Seits, weit entfernt ihn anzugreifen, fliehen ihn, so weit sie können. Die Einwohner selbst wagen es nicht einmal ihn durch Schießen zu tödten, weil sie, wenn sie ihn verfehlen, fürchten von ihm bespritzt zu werden. Einige muthige nähern sich ihm aber leise, und wenn sie ihn unversehens beym Schwanze ergriffen haben, halten sie ihn in die Höhe, damit durch die Ausdehnung der Muskeln der Blase, sich die Oeffnung davon verschließe, und so tödten sie ihn; aber ihre Unbesonnenheit wird oft durch ein reichliches Bespritzen bestraft.„

„Er bedient sich indessen der stinkenden Feuchtigkeit nur in dem Fall, wenn er von einem Feinde von einer andern Art angegriffen wird. Da er das

Gift

Gift vollkommen kennt, so enthält er sich desselben gegen Thiere seines Gleichen. Im Gefecht und im Streit über die Weibchen gebraucht er blos die Zähne und die Klauen. Seine gewöhnliche Speise besteht aus Eyern und Geflügel, das er mit unglaublicher List zu fangen weiß. Die Ehrfurcht, welche er von allen Creaturen fordert, erlauben mir nicht, (sagt Molina) mich seinem Lager zu nähern und mich von der Anzahl seiner Familie zu unterrichten. Die Haut hat nichts von dem pestilenzialischen Geruch des Beutels, und die Indianer machen, wenn sie eine hinlängliche Anzahl davon haben, Bettdecken daraus, die, so lange die Schönheit und Weichheit des Haares dauert, sehr von ihnen geschätzt werden."

Wir haben unsern Lesern hier alles das, was Molina von diesem Thier erzählt, mitgetheilt, um sie mit der Lebensart und den Sitten dieser merkwürdigen Thiere, denen die Natur den Gestank zu Waffen gegeben hat, bekannt zu machen; denn was Molina von den Sitten und der Lebensart des Chinghe sagt, gilt zwar nicht von allen Thieren dieser Gattung, aber doch von allen, welche sich durch den Gestank gegen ihre Feinde vertheidigen.

10) **Die Civette** *) (Civett- oder Zibethkatze). Der Schwanz oben gefleckt, gegen die Spitze braun; auf dem Halse eine kastanienbraune Mähne; die Grundfarbe des Körpers schmutzig weiß; der Rücken aschgrau und kastanienbraun gefleckt; die Füße schwarzbraun; in beiden Kinnladen beiderseits sechs Backenzähne.

Sie bewohnt Guinea, Kongo, Aethiopien, das Vorgebürge der guten Hoffnung und andere Gegenden Afri-

*) Viverra Civetta. *Linn.* p. 89. nr. 19. Schreber tab. CXI. Donndorf zool. Beytr. I. S. 265. Thiergesch. S. 89.
Civette. *Buff.* IX. p. 299. tab. 34.

Africas. Im Habitus gleicht sie einer Katze, der Kopf aber kommt dem Kopfe der Viverra Mungo nahe. Unter den Augen ist ein kastanienbrauner Flecken. Die Flecken des Rückens sind theils rund, theils eckig, und laufen gegen die Schenkel hin in Streife zusammen.

Es kommt diese Art mit der folgenden sowohl in Sitten, als auch darin überein, daß beide die bekannte ölichte Feuchtigkeit, den Zibeth, in einem eigenen neben den Zeugungstheilen liegenden Beutel durch hierzu bestimmte Glandeln hervorbringen.

11) **Das Zibeth** *) (Zibeththier). Der Schwanz geringelt; der Körper schmutzig weiß: der Rücken sehr dichte aschgrau und braun wellenförmig gestreift (so daß er braun überlaufen aussieht); keine Mähne; Backenzähne in der obern Kinnlade auf jeder Seite fünf, in der untern sechs.

Erxleben, Leske, Blumenbach und noch sehr viele Naturforscher betrachten dieses und das vorhergehende Thier als Varietäten unter einander, welche beide jedoch Büffon, Schreber und Gmelin wegen standhafter Unterscheidungszeichen von einander getrennt haben. Wenn die Farbe und Zeichnung des Körpers auch kein ächtes Unterscheidungszeichen abgeben soll, so sind doch andere vom Bau des Körpers genommene desto standhafter und untrüglicher; diese sind nehmlich folgende: a) Kopf, Schnauze und Ohren sind bey dem

*) Viverra Zibetha. *Linn.* p. 89. nr. 5. Schreber tab. CXII. Donndorf zool. Beytr. I. S. 266. Thiergesch. S. 89. Bechstein N. G. des In- und Ausl. I. S. 108.
Zibeth. *Buff.* IX. p. 299. tab. 31.

dem Zibeth länger als bey der Civette; b) das Zibeth hat keine Mähne; c) der Schwanz des Zibeths ist länger und dicker, als bey der Civette, und immer schwarz geringelt, da er bey jener oben nur gefleckt ist; d) das Zibeth hat oben zwey Backenzähne weniger als unten, die Civette hingegen hat oben und unten eine gleiche Anzahl Backenzähne; e) das Zibeth wohnt in Arabien, Ostindien, besonders in Malabar und Siam, und auf den philippinischen Inseln, die Heimath der Civette hingegen ist, wie wir angeführt haben, das mittlere und südliche Africa.

Beide Thiere sind räuberischer Natur, sie nähren sich von kleinen Thieren, schleichen des Nachts in die Höfe, nach dem Federvieh, fressen aber auch Wurzelwerk, und trinken wenig. Ihre Augen phosphoresciren des Nachts, wie die Augen der Katzen.

Von diesen beiden Thieren kommt der Zibeth, eine schmierige starkriechende Feuchtigkeit und bekannte Apothekerwaare. Sie sammelt sich in den dazu bestimmten Säcken in solcher Menge, daß sie die Thiere von selbst von sich lassen, wenn man sie ihnen nicht nimmt, welches gewöhnlich wöchentlich zwey, auch dreymal mittelst eines Löffels geschieht, nachdem das Thier vorher in ein enges Behältniß, worin es sich nicht umwenden und beißen kann, gesperrt und an den Hinterbeinen herausgezogen worden. Diese Materie hat die Consistenz des Honigs oder der Butter; von Farbe ist sie anfangs weißlich, hernach gelblich, dann wird sie bräunlich, und zuletzt schwärzlich. In Holland, besonders in Amsterdam, werden diese Thiere des Gewinnstes wegen in ziemlicher Menge unterhalten, doch muß man sie im Winter warm halten. Man füttert sie mit kleinen Säugthieren, jungem Federvieh, rohem und gehacktem Fleische, Eyern, Reiß u. d. gl. Der Zibeth von dem Zibeththiere (Viverra Zibetha) soll nicht so gut seyn, wie der von

der

der Zibethkatze (Civette, Viverra Civetta). Es wurde diese Materie indessen ehedem mehr als gegenwärtig zum Parfümiren und in der Arzney gebraucht.

12) Die Genette *) (Genettkatze). Der Schwanz weißlich und schwarz geringelt; der Körper aschgrau mit braunroth überlaufen, gefleckt; in jeder Kinnlade beiderseits sechs Backenzähne.

Wohnt um Constantinopel, im westlichen Asien und in Spanien. Ist ein gutartiges Thier, das der Mäuse wegen in den Häusern gehalten wird; liebt die Wärme; schläft bey Tag und geht des Nachts seinen Geschäfften nach, und stellt besonders den Mäusen und dem Federviehe nach. Gezähmt läßt sie sich mit Fleisch, Fischen, Mehlspeisen, mit Aepfeln und Zucker füttern. Sie liebt die Wärme sehr. Die, welche Sparrmann **) beschreibt, hüllte sich der Wärme wegen oft in eine Menge Spreu, die zu ihrer Bequemlichkeit hingelegt war. Sie wird vorzüglich ihres schönen Felles wegen gehalten. Sie hat zwar einen Zibethsack, aber die Materie, die er enthält, riecht nur schwach. Das sparrmannsche Thier roch, wenn es in einem warmen Zimmer gehalten wurde, stark nach Bisam, welches wahrscheinlich von dem Zibethsacke herrührte, in kältern Zimmern aber verminderte sich der Geruch beträchtlich. Wenn es gereitzt wurde, murrte und zischte es beynah wie eine Katze.

*) Viverra Genetta. *Linn.* p. 90. 6. Schreber tab. CXIII. Donndorf zool. Beytr. I. S. 269. Thiergesch. S. 89.
Genette. *Buff.* IX. p. 143. tab. 36.

**) Neue schwed. Abhandl. übersetzt von Kästner und Brandis VII. S. 66.

Die Genette ist, so viel man weiß, das einzige Thier aus der Viverra-Gattung, das sich auch in Europa findet.

13) Der Stinkbinksen *). Schwarz, der Rücken grau, zu beiden Seiten mit einem weißen Rande eingefaßt, die äußern Ohren fehlen.

Wohnt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, hat ohngefähr eine Länge von zwey Fuß, und der Schwanz ist acht Zoll lang. Er vertheidiget sich eben so, wie der Skunk, der Chinche und andere Gattungsverwandten, mit einem entsetzlichen Gestank, welchen Kolbe a. a. O. nicht abscheulich genug schildern kann. Geht gern nach Honig.

14) Die Fossane **). Der Schwanz braun geringelt; der Körper aschgrau mit schwarzbraunen Flecken gezeichnet.

Bewohnt Madagascar und wahrscheinlich auch das feste Land von Africa. An Größe und Gestalt ist sie der Genette gleich. Dem Federvieh ist sie sehr gefährlich. Außer Fleischspeisen frißt sie auch Erd- und Baumfrüchte. Sie wird mit Unrecht Bisamkatze genennt, denn man findet bey ihr keinen Moschusbeutel.

Ist

*) Viverra Capensis. *Linn.* p. 89. 18. Schreber tab. 125. Donndorf Thiergesch. S. 88.
Stinkbinksen. Kolbe Vorgeb. der guten Hoffn. ed. in 4. S. 347.

**) Viverra Fossa. *Linn.* 91. 21. Schreber tab. CXIV. Donndorf Thiergesch. S. 90.
Fossane. *Buff.* XIII. p. 163. tab. 20.

Ist dieses Thier vielleicht mit Kolbens Bisamkatze *) einerley? Und ist die *viverra tigrina* des Natursystems **), welche sich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung findet, von ihm specifisch verschieden? Letztere ist von der Größe einer Hauskatze, hat einen braun geringelten, an der Spitze braunen Schwanz, einen aschgrauen, braungefleckten Körper, und über den Rücken zieht sich vom Kopfe bis zum Schwanze ein schwarzer Streif. Sie ist sanft; liebt besonders das Fleisch von Geflügel, und riecht eben so wenig, als die Fossane, nach Zibeth, hat auch keinen Beutel.

15) **Der Wickelschwanz** ***). Ockergelb mit schwarz gemischt; der Schwanz einfärbig, kastanienbraun mit einer schwarzen Mischung; an der Spitze greifend.

Wohnt in Jamaica, und gleicht in der Größe dem Frettchen. Ein zartes und artiges Thierchen, das gern auf den Hinterbeinen sitzt, wie ein Eichhörnchen klettert, und von Brod, Früchten, Fleischwerk, Milch u. d. gl. lebt. Es schläft am Tage und erzürnt sich sehr, wenn man es aufweckt. Wenn es schläft, wickelt es seinen Rollschwanz um den Hals. Seine Füße sind im Verhältniß der Größe des Thierchens dicker und stärker als bey den ähnlichen Arten.

Es steht dieses Thiercheu zwischen den Gattungen Viverra, Lemur und Meles gleichsam in der Mitte.

*) Kolbe Vorgeb. ed. in 4. S. 340. nr. XXI.

**) Felis tigrina. *Linn.* 91. 22. Donndorf zool. Beytr. I. S. 272.

***) Viverra caudivolvula. *Linn.* 91. 23. Donndorf zool. Beytr. I. S. 272. Thiergesch. S. 90.
Lemur flavus. *Erxleb.* p. 70. nr. 5.
Meles caudivolvula. *Pallas* Spicil. zool. XIV. p. 26. e.

16) **Der Ratel** *) (Honigsucher, Honigdachs). Der Rücken aschgrau; auf jeder Seite ein schwarzer Streif; der Unterleib schwarz.

Dieses sonderbare Thier, welches zwischen den Stinkthieren und dem Dachse in der Mitte steht, findet sich am Kap und lebt von Honig und Wachs der wilden Bienen, die in die Höhlen der Stachelschweine, Erdhaasen, Caninchen und Schakale nisten. Bey Sonnenuntergang giebt es auf den Flug der nach Hause eilenden Bienen Acht, oder folgt auch wol blos der Anweisung des Honigkukuks. Es hat ein zottigtes Fell und darunter eine ungemein starke Haut, die vermittelst langer und dehnbarer Muskeln ganz locker, und gleichsam wie ein Sack über das Fleisch des Thiers herumhängt, so daß es sich darin, wie in einem Sack drehen und wenden kann, wodurch es sowohl für den Bienenstichen, als für den Bissen der Hunde gesichert ist.

Es verbindet diese Art die Gattung der Stinkthiere mit der Gattung der Dächse; denn in der Gestalt kommt es dem Vielfraße nahe, Zähne und Zunge aber verbinden es mit den Viverren.

17) **Die malackische Bisamkatze** **). Der Schwanz lang, schwarz geringelt; der Körper perlfarbig, oben schwarz betropft; vier schwarze Flecken über den Augen, auf dem Halse und dem Rücken vier schwarze Binden.

Wohnt in Malacca und gleicht in Größe und Sitten unserer wilden Katze. Sie ist wild (so, daß

*) Viverra mellivora. *Linn.* p. 91. 24. Donndorf Thiergesch. S. 90. 16.
Viverra Ratel. Sparrmann Reise nach dem Vorgeb. S. 480. Schwed. Abh. XXXIX. S. 134. tab. 4. fig. 3.
Meles mellivorus. Blumenbach Handb. ed. 4. S. 97.

**) Viverra malaccensis. *Linn.* p. 92. 26. Sonnerat Reise nach Ostindien und China II. S. 13.

daß sie, wenn man nach ihr schießt, und sie nur verwundet, gegen den Schuß läuft), räuberisch, sehr gewandt, und springt mit der größten Hurtigkeit von einem Baume zum andern. Die Ohren sind klein und gerundet; die Augen klein und schwärzlich; die Schenkel und die Füße sind schwarz, letztere haben fünf Zeehen mit Klauen, die das Thier wie die Katzen in eine Scheide verbergen kann. Sie verbreitet einen Moschusgeruch, und zwischen dem Hintern und den Zeugungstheilen hat sie auch einen Beutel, welcher eine nach Moschus riechende Feuchtigkeit enthält, welcher die Malayen stimulirende und Magenstärkende Kräfte zuschreiben.

In der Lebensart und den beweglichen Klauen kommt dieses Thier der Katzengattung nah, die spitzige Schnauze hingegen, und der Moschusbeutel, verbinden es näher mit der Gattung der Stinkthiere.

18) Der Cerda *) (das Großohr). Der Körper bleichgelb; die Ohren rosenfarbig und sehr groß.

Die wahre Stelle, welche dieses wegen seiner ungeheuren Ohren so auffallende kleine Thier, das in der Wüste Sahra wohnt, im Natursysteme einnehmen sollte, ist noch nicht mit Gewißheit bekannt. Im Linneisch-Gmelinschen Natursysteme steht es bey der Hundegattung, welcher es Skiöldebrand a. a. O. zugezählt hat. Herr Bruce **) vergleicht es mit

*) Viverra aurita. Blumenbach Handb. der N. G. ed. 3. S. 94.
Canis Cerdo. *Linn.* p. 75. 17. Skiöldebrand in den schwed. Abhandl. XXXIX. S. 248. Ein kleines Thier aus Africa aus dem Fuchsgeschlechte.

**) Bruce Reisen nach Abyssinien und den Quellen des Nils. Anhang tab. 22.

einem Eichhörnchen; Herr Prof. Blumenbach aber glaubt es mit mehrerem Rechte den Viverris zuzählen zu können, weil sein ganzer Habitus, und besonders die Bildung seines Kopfes, seiner Füße und seines Schwanzes, es dieser Gattung näher bringe. Skiöldebrand sagt, es baue in den Sandwüsten in der Erde, und lebe von Heuschrecken und andern Insecten; Bruce hingegen versichert, es halte sich auf den Palmen auf und nähre sich von den Früchten derselben.

Allgemeine Anmerkung zu dieser Gattung.

Die Thiere, welche der Gattung Viverra zugezählt werden, sind noch nicht alle so genau untersucht, daß man mit Gewißheit ihnen eine unbestrittene Stelle in dieser Gattung anweisen könnte. Man hat gewiß mehr auf den Habitus, als auf wahre generische Charactere Rücksicht genommen; aber wirklich sind auch diese bey diesen Thieren schwer anzugeben. Keines von den im Natursysteme angenommenen ist ganz allgemein, so daß es allen ohne Ausnahme und auch ausschließlich blos ihnen zukäme. Will man also die Gattung so beybehalten, wie sie gegenwärtig im Natursysteme dasteht, und sie nicht nach der verschiedenen Beschaffenheit des Gebisses in mehrere künstliche Gattungen zerlegen, so muß man zu ihrer Bestimmung den Habitus mit zu Hülfe nehmen. So wie sie gegenwärtig beschaffen ist, schließt sie sich an folgende Gattungen an:

a) an die Katzengattung, durch die Viverra malaccensis, welche im Habitus, in der Lebensart, in der Beschaffenheit der Klauen mit den Katzen übereinkommt, sich aber durch den langgestreckten Körper, die spitze Schnauze und den Moschusbeutel den Viverris nähert.

b)

b) An die Dachsgattung α) durch die Viverra Capensis und mellivora, welche durch ihren weniger schlanken, mit einer schlappen Haut umgebenen Körper und ihren dickeren Kopf sich so sehr den Dächsen nähern, daß sie schon von mehreren Naturforschern denselben zugezählt worden; β) durch die Viverra Zibetha, deren Gebiß mit dem Gebiß des Dachses übereinstimmt, und die sich nur durch den schlankeren Körper und den Mangel der Blinzhaut den Viverris mehr nähert; γ) durch die Surikate, den Coati und den Narica, welche nebst dem gelben Maki auch Gmelin dem Dachse zuzählen möchte.

c) An die Hundegattung α) durch den Cerda, welcher gleichsam das Mittel zwischen der Hundegattung und den Viverris hält, so daß man nicht genau weiß, welcher Gattung man ihn zuzählen soll; β) durch die Aehnlichkeit im Habitus, die sich zwischen dem Zibeththier und der Hyäne findet; denn letztere hat im Bau des Kopfes besonders und in der Stellung des Körpers (die Größe des ganzen Körpers und die höhern, mehr hundartigen Beine abgerechnet,) viele Aehnlichkeit mit der Civette und dem Zibeth, auch hat sie einen Moschusbeutel. Da die Hyäne auch den Uebergang von den Hunden zu den Dächsen macht, so entdeckt man auch auf diesem Wege einen Uebergang der Viverren zu den Dächsen, an welche sich zunächst die Bären anschließen.

d) An die Wieselgattung, durch die stumpfere Schnauze und die stachellose Zunge einiger Arten, z. B. des Mapurito (Viverra Mapurito Linn.) und die Stinkdrüsen, welche auch einige Wieselarten z. B. der Iltis (Viverra Putorius Linn.) haben.

e) An die *Lemures* α) durch die Viverram caudivolvulam, welche ihre Lebensart, ihre Manieren und ihre breite Hände so nah mit den Maki's verbinden, daß sie von einigen Schriftstellern denselben zugezählt wird. β) Durch die Surikate, den Coati und den Narica, welche mit dem gelben Maki (Lemur flavus Linn.) nahe verwandt zu seyn scheinen. Ueberhaupt schließen sich die Maki's durch die Bildung ihres Kopfes an die Viverras an.

f) Eben diese Viverra caudivolvula macht auch vermittelst ihres Wickelschwanzes gewissermaßen das Bindungsglied zwischen den Viverren und Didelphiden, denn von den letztern haben mehrere auch Wickelschwänze, und die ganze Gattung nähert sich in Bildung des Kopfes und der Füße den Viverren.

Diese zusammengestellte Aehnlichkeiten und Uebergänge können unsern Lesern zum Beweise dienen, daß die sämmtlichen Geschöpfe keine Kette bilden, sondern vielmehr ein Netz ausmachen, wo die Maaschen nach allen Seiten in einander greifen.

XVII. Gattung. Otter. Lutra.

Vorderzähne in jeder Kinnlade sechs; die obern länger als die untern, wovon zwey etwas hinterwärts gebogen sind;

Eckzähne, einer auch wol zwey an jeder Seite, inwendig eckigt;

Backenzähne oben und unten fünf an jeder Seite.

Die Zunge mit weichen Stacheln bedeckt.

Füße fünfzeehig mit unbeweglichen Klauen und einer Schwimmhaut.

Die Ottern kommen in Ansehung der Zähne mit den Wieseln überein, unterscheiden sich aber durch die Schwimmhaut, den Aufenthalt, die Lebensart, und fast durch das ganze äußerliche Ansehn merklich, daher wir sie nach dem Beyspiele Blumenbachs, Bechsteins, Donndorfs und anderer Zoologen von einander trennen.

Die Ottern leben am Wasser, schwimmen auch unter demselben, können aber nur kurze Zeit des Athems halber unter demselben aushalten, ihre Nahrung besteht aus Fischen, welche sie sehr geschickt zu fangen wissen. Das Weibchen hat eine Falte unter dem Geburtsgliede.

1) **Der gemeine Otter** *) (Fischotter). **Die Zechen der vordern Füße unbehaart; der Schwanz um die Hälfte kürzer als der Leib; der obere Körper dunkelbraun; Brust und Bauch graulich.**

Er bewohnt einzeln die nördlichen und die gemäßigten Gegenden der ganzen Erde, und ist in Deutschland an den Flüssen und großen Teichen nicht unbekannt. In Europa ist er gewöhnlich zwey Fuß lang, in America aber erreicht er nicht selten eine Länge von drey Fuß. Der Kopf ist flach und breit; die Oeffnung des Mauls klein; die Lippen haben starke Muskeln, welche dazu dienen, den Mund fest zu verschließen, während das Thier untertaucht. Die Augen

*) Lutra vulgaris. Bechstein Nat. Gesch. des In- und Ausl. I. S. 126. N. G. Deutschl. I. S. 320. Blumenbach Handb. der N. G. ed. 3. S. 139. Götze europ. Faun. I. S. 325. Schreber tab. CXXVI. A. B. Donndorf Thierg. S. 92.
Mustela Lutra. *Linn.* p. 93. nr. 2.
Loutre. *Buff.* VII. 134. tab. 11. XIII. 323. tab. 45.

Augen sind klein und nahe an die Winkel des Mundes gestellt; die Ohren kurz und zugerundet. Der Schwanz ist niedergedrückt und läuft allmählig in eine Spitze aus. An jeder Seite der Nase und unter dem Kinn steht ein weißer Flecken. Seinen Aufenthalt hat er an Bächen, Flüssen, Teichen und Seen, welche süßes Wasser haben, in deren Ufern er bald in kleinern, bald in größern Distanzen verborgene Baue hat, die er von Zeit zu Zeit besucht, und also an dem Wasser stunden- und meilenweit herumschweift. Er gräbt sich seine Höhlen nicht selbst, sondern erweitert sich nur natürliche, vom Wasser ausgeschwemmte Löcher unter den Ufern oder unter den Wurzeln der Bäume. — Er lebt von Fischen, Fröschen, Krebsen, kleinen Vögeln, Wassermäusen u. d. gl. und ist den Fischteichen und besonders den Forellenbächen sehr nachtheilig. Er raubt am liebsten bey Nacht. Ist sehr wild und beißig, läßt sich aber doch jung gefangen zähmen und zur Wasservögel- und Fischjagd abrichten *). Sie begatten sich im Februar. Das Weibchen trägt neun Wochen, und bringt in einer Höhle am Wasser, zuweilen auch in einem etliche hundert Schritte entfernten Fuchsbaue zwey bis vier Junge zur Welt, welche man mit Milch, Brod, Zugemüse und Fische auffüttern und zur Jagd abrichten kann. Sie

*) S. die Abhandl. des Herrn Low im 14ten Bande der schwedischen Abhandl. S. 147. Ueber die Art die Fischottern lebendig zu fangen und sie abzurichten, daß sie die Fische bringen.

Ein polnischer Edelmann hatte einen zahmen Fischotter, der wie ein Hund seine Geräthschaften, Haus, Wagen und Pferde bewachte, auf ein gegebenes Zeichen sich ins Wasser begab, Fische seinem Herrn zubrachte, auch mit dem Hunde auf die Jagd zog und die über dem Wasser geschossenen wilden Enten herbey holte. S. Göze Faun. I. S. 337.

Sie gewöhnen sich nach und nach an alles, was der Mensch genießt; ja man hat bemerkt, daß, wenn man ihren Appetit nach Fischen nicht unterhält, ihnen zuletzt dafür eckelt.

Da sie sehr schlau und listig sind, und oft in einer Nacht sechs Meilen weit umher streifen, so ist es nicht leicht, Jagd auf sie zu machen. Der Jäger muß sich Mühe geben, ihr Lager aufzuspüren. Hierzu dienen ihm ihre Losung, die wie Fischthran riecht, die Ueberbleibsel ihres Fraßes, und im Winter ihre Fährte, da der Fuß fast wie ein Gänsefuß gestaltet ist. Sie werden auch zuweilen geschossen, wenn sie auf den Stämmen, die über dem Wasser stehen, oder auf Steinen und Sandbänken liegen und sich sonnen; der Jäger muß aber dem Winde entgegen kommen. An Eislöchern im Winter werden sie auch belauert. Auch fängt man sie mit Garnen und in Tellerfallen*). Die Kamtschadalen jagen sie zur Zeit des tiefen Schnees, wenn sie sich zu weit von den Ufern entfernen, mit Hunden.

Man tödtet diese Thiere, wegen des Schadens, den sie an Teichen und Fischbächen thun. Ihr Fleisch ist zähe und unschmackhaft, demohngeachtet wird es doch von den Catholiken in der Fastenzeit, wo es für Fischfleisch gilt, gesucht und durch Zubereitung schmackhaft gemacht. Ein Otter wiegt bisweilen 40 und mehrere Pfund. Der Balg, welcher im Sommer und Winter seine Güte behält, indem sie sich im Herbste nur unmerklich hären, ist wegen seines schönen und durch keine Witterung zu verderbenden Glanzes ein kostbares Rauchwerk. Die Kürschner machen Müffe, Strümpfe und Schuhe daraus, und gebrauchen ihn zu Mützengebrämen und andern Verbrämungen. Die feinen Haare geben Hüte, und aus den Schwanz-

*) S. Bechsteins N. G. Deutschl. I. S. 326. f. Götze Faun. I. S. 337.

Schwanzhaaren werden Mahlerpinsel gemacht. In Deutschland wird ein gewöhnlicher Pelz bisweilen mit 12 Thalern, und ein großer mit 16 Thalern bezahlt. Die Bälge der Fischottern, welche an kleinen Flüssen und an Teichen sich aufhalten, sollen einen großen Vorzug vor den Bälgen derjenigen haben, welche sich an großen Flüssen und an Seen aufhalten. Die besten Otternbälge kommen aus Virginien und Canada, und heißen wegen ihres schönen Glanzes Spiegelottern.

2) **Der Sumpfotter, der Nörz** *). Die gleichen Zeehen sind rauh; der Mund weiß.

Wohnt in Polen, Finnland, Rußland, Sibirien, in den mittlern Provinzen von Nordamerica und selten in Deutschland. Er hat fast die Größe und Gestalt eines Marders, ist aber kürzer und stärker von Haaren. Der obere Theil des Kopfes ist bey einigen greis, bey andern hellbraun. Der Körper ist mit kurzen hellbraunen und längern dunkelbraunen Haaren bedeckt. Der dunkelbraune Schwanz läuft in eine Spitze aus und ist nicht kahl, wie Herr Götze in der Fauna sagt (S. die Anmerkung bey der folgenden Art). — Er wohnt, wie der Fischotter, an den Ufern der Bäche, Flüsse, Teiche und Seen, in selbstgemachten Löchern und in hohlen Bäumen, und liebt besonders waldigte Gegenden, wo das Wasser nicht ganz

*) Lutra minor. Bechstein N. G. Deutschl. I. S. 330. N. G. des In- und Ausl. I. S. 128. Donndorf Thiergesch. S. 93. Götze Faun. I. S. 341. Schreber tab. CXXVII.
Mustela Lutreola. *Linn.* p. 94. nr. 3.
Viverra Lutreola. *Pallas* spicil. Zool. XIV. p. 46. tab. III. f. 1.

ganz gefriert. Sein Balg wird sehr geschätzt, und ist in der Feinheit ein wenig geringer als Zobel. Die schönsten kommen aus Polen und Virginien, und werden gewöhnlich sehr theuer, das Zimmer, welches 40 Stück hält, bisweilen mit 40 bis 50 Rthlr. bezahlt. — Der Schaden, den er anrichtet, ist beynah beträchtlicher, als der der größern Art; denn er macht nicht nur auf Fische, Frösche, Krebse u. d. gl. sondern auch auf alle Arten des Wassergeflügels Jagd, geht ihren Eyern nach, und in America ist er auch den Schildkröten-Eyern sehr gefährlich. Er kann eben so, wie der Fischotter, zahm gemacht und zur Wasservogeljagd abgerichtet werden.

3) **Der Meerotter** *). **Die Vorderfüße rauh; der Schwanz nur ein Viertel so lang als der Körper.**

In der Beschreibung dieses Thiers findet man bey den verschiedenen Schriftstellern so viel widersprechendes, daß man oft in Zweifel geräth, ob sie von einem und demselben Thiere reden, und die Verschiedenheit der Farbe, in der es nach dem verschiedenen Clima, das es bewohnt, und nach dem verschiedenen Alter erscheint, hat die Veranlassung gegeben, mehrere Arten aus ihm zu machen. Ich glaube nach den neuesten Beobachtungen dieses Thiers seine Geschichte genau liefern zu können.

Die

*) Lutra marina. Bechstein N. G. des In- und Ausl. I. S. 129. (Die Zahl der Zähne und Fußzeehen irrig angegeben.) Schreber Tab. CXXVIII. Koocks dritte Reise (übers. von Forster ed. in 8.) Th. III. S. 40. cum tab.

Mustela Lutris. *Linn.* p. 92. I. Donndorf zool. Beytr. I. S. 276.

Die Meerottern hat man bis jetzt gefunden a) am häufigsten zwischen dem 50sten und 56sten Grade der nördlichen Breite an den Küsten des Meeres, welches Asien von America trennt, und zwar vorzüglich auf den Inseln desselben. Im Winter liegen sie hier an den Meerufern und auf dem Eise, welches sie bey anhaltendem Ostwinde häufig aus den Inseln nach der Westküste von Kamtschatka bringt. Im Sommer steigen sie in die Flüsse und Landseen hinauf, und gehen oft weit ins feste Land von America hinein. In warmen Tagen suchen sie den Schatten tiefer Thäler. b) In Brasilien und andern Gegenden des südlichen Americas, wo sie selten ins Meer gehen, sondern sich fast blos an den Flüssen und Landseen halten. c) Auf der Insel Java und wahrscheinlich auf mehreren Inseln des indischen Archipels.

Die Länge eines ausgewachsenen Meerotters von der Nase bis zum Schwanz ist ohngefähr drey Fuß, und der Schwanz ist nur ein Viertel so lang als der Körper. Die obere Kinnlade ist länger als die untere; die Nase schwarz, der Augenstern nußbraun; die Ohren klein, aufrechtstehend und konisch; die Bartborsten weiß und lang. In jeder Kinnlade sind sechs Schneidezähne, wovon im Unterkiefer zwey sehr klein und äußerlich an der Wurzel der mittelsten gestellt sind. Die Vorderfüße dick, an jedem vier durch eine Schwimmhaut verbundene und mit Haaren besetzte Zeehen. Die fünfte Zeehe oder der Daume ist sehr kurz und nicht durch eine Haut mit den übrigen Zeehen verbunden. Die Hinterfüße sind denen von den Seehunden sehr ähnlich, und der Meerotter macht dadurch einen natürlichen Uebergang zu den Robben. Vier Zeehen derselben sind durch eine starke chagrinartige Haut mit einander verbunden, die fünfte oder äußere ist frey, und ihre Außenseite ist, wie bey den Wasservögeln, mit einer Haut eingefaßt.

Der

Der sehr kurze Schwanz ist am Körper dünne und rund, nach hinten zu wird er breiter, läuft aber am Ende spitz zu, oben ist er flach gewölbt und unten ganz platt mit drey erhabenen Kanten, welche der Länge nach laufen.

Die jüngsten Meerottern haben nur die langen Stachelhaare, und sehr wenig Pelz darunter, und der Schwanz ist bey denselben gewöhnlich dichte behaart; so wie sie aber älter werden, vermehrt sich das feine Wollhaar, und die Stachelhaare vermindern sich allmählig, der Schwanz aber bekommt, ob sich gleich die Stachelhaare auch an ihm vermindern, doch wenige Wollhaare, daher er dünnhaariger und bey alten Ottern oft fast ganz kahl wird. Die Farbe ist sehr verschieden. Einige sind ganz glänzend schwarz, und die meisten Haare haben bisweilen weiße Spitzen, welches dem Thier ein grauliches Ansehn giebt. Bey diesen sind Schnauze, Kehle und Brust gelblichweiß, welche Farbe sich bey den meisten über den ganzen Bauch erstreckt (So waren die meisten Meerottern, welche die kookische Reisegesellschaft am Notkasunde fand.) Andere sind ganz braun; bey andern sind die langen Haare braun, und die feinen Dunenhaare lichtbraun, oder bräunlichgelb, oder silbergrau; noch andere sind ganz silbergrau, mit und ohne bräunlichen Schimmer, ja man hat auch schon ganz vollkommen gelbe gefunden.

Die brasilische Varietät *) gleicht in Farbe der Meerotter vom Notkasunde. Sie bleibt etwas kleiner, als die nordische Meerotter, ist aber eben so gebaut. Zimmermann **) will sie der schwarzen Farbe und

*) Mustela Lutris brasiliensis. *Linn.* p. 93. Saricovienne. *Buff.* XIII. p. 319.

**) Quachi, Saricovienne. Zimmermann geograph. Gesch. des Menschen und der Thiere II. p. 316. nr. 214.

und der gelben Kehle wegen, und weil sie nicht ins Meer geht, sondern sich nur an den Flüssen und Landseen aufhält, als eine besondere Art ansehen. Allein die Farbe entscheidet nichts, denn die nordischen Meerottern haben oft gleiche Farbe, und man findet die Uebergänge von der einen Farbe zur andern durch so feine Nüancen, daß man keine Grenzlinie ziehen kann. Die kleinere Gestalt rührt wahrscheinlich vom Clima her, wenn es anders ausgemacht ist, daß der brasilische Meerotter durchgehends kleiner ist als der nordische. Bey letzterem findet man auch beträchtliche Verschiedenheiten in der Größe. Daß der brasilische Otter gar nicht ins Meer gehen sollte, ist auch so ausgemacht noch nicht. Es ist wahr, er lebt häufig an den Flüssen und Landseen weit im festen Lande, aber der nordische Meerotter geht auch weit aufs feste Land hinein, und nur auf den kleinen Inseln, welche kleine oder gar keine Flüsse haben, ist er gezwungen seine Nahrung im Meere zu suchen. Der übereinstimmende Bau, und das übereinstimmende Verhältniß aller Theile des brasilischen Otters mit dem nordischen spricht sehr für eine bloße Varietät.

Der batavische Otter *) scheint ebenfalls nur eine Varietät des Seeotters zu seyn. Er wohnt um Batavia an den Mündungen der Flüsse, ist von dunkelgrauer Farbe und blos unter der Kehle lichtgrau. Der Kopf ist platt gedruckt und etwas länger, als der von einer Katze; die Ohren sind kurz und rund, und liegen dichte am Kopfe an. Der Bart ist mit langen Stachelhaaren besetzt. An jeder Pfote sind fünf Finger, davon der Daume der kürzeste ist. Diese Finger sind durch eine Schwimmhaut verbunden und mit runden Nägeln versehen. An den hintern Pfoten ist diese Haut so dick, daß man äußerlich kaum die

*) Voigts Magazin für das neueste aus der Physik und Naturgeschichte III. 2. S. 10.

die Abtheilung der Finger bemerken kann. Der Schwanz läuft spitz zu, ist von oben rund, unten aber der ganzen Länge nach völlig platt mit drey in die Länge laufenden Erhöhungen. Diese untere Seite des Schwanzes ist, so wie die Füße, mit sehr kurzen Haaren besetzt. Das Geheul dieses Thiers hat einige Aehnlichkeit mit dem Winseln eines Kindes.

Man wird in dieser Beschreibung, welche wir wörtlich aus dem allegirten Magazine genommen haben, das Uebereinstimmende dieses Otters mit dem Meerotter nicht verkennen.

Die Nahrung der Meerottern besteht in allerley Fischen, Krebsen, Blackfischen, Muscheln, Schnecken, im Nothfalle fressen sie auch Fleisch und Tang. Ihre Speise suchen sie zur Zeit der Ebbe, wenn das Meer niedrig ist. In Flüssen und Landseen tauchen sie. Sie laufen geschwind, schwimmen in verschiedenen Lagen, tauchen gut, können aber nur kurze Zeit unter dem Wasser bleiben. Zum Schlafe begeben sie sich aufs Land und legen sich krumm wie Hunde. Orte, wo sich Robben, und besonders Meerbäre, Meerwölfe u. d. gl. aufhalten, vermeiden sie sorgfältig. Ihr Geruch und Gehör sind stärker, als ihr Gesicht. Sie sind schlau, aber furchtsam, fromm und unschädlich. Sie leben in Monogamie. Das Weibchen soll acht oder neun Monathe trächtig gehen, es wirft auf dem Lande, aber höchst selten mehr als ein Junges, welches mit offnen Augen und allen Zähnen zur Welt kommt. Die Mutter liebt ihr junges sehr zärtlich, und läßt es, wenn sie auch verfolgt wird, nie aus dem Munde, ja wenn man es ihr raubt, so nimmt sie keine Nahrung mehr zu sich, und giebt an dem Orte, wo ihr dieses Unglück begegnet, den Geist auf. (Wie sehr beschämen diese Thiere viele Menschen!) Die Alten selbst sind sehr tändelnd, umarmen und küssen sich einander. Die Begattung geschieht zu

allen Jahreszeiten, ein Weibchen begattet sich aber in demselben Jahre, wo es trächtig gewesen, nicht wieder. Sie setzen sich niemals zur Gegenwehr, wenn sie angefallen werden, sondern suchen blos ihr Heil in der Flucht. Sind sie bis auf eine gewisse Entfernung entkommen, so drehen sie sich herum, und halten, um scharf zu sehen, einen ihrer Vorderfüße über die Augen, wie wir es, um deutlicher zu sehen, im Sonnenscheine mit der Hand zu machen pflegen.

Man stellt ihnen wegen ihres kostbaren Pelzes, der für den edelsten und besten unter allem Pelzwerke gehalten wird, sehr nach. Die besten Bälge fallen im Merz, April und May. Sehr wenige davon kommen nach Deutschland, die meisten gehen nach China, wo der Hof zu Peking und die Vornehmsten im Reiche davon Verbrämungen an den Kleidern tragen. Ein Balg wird, nachdem er schön ist, mit 90 bis 140 Rubeln bezahlt, und die zu Mützengebräme und Handschuhen gebräuchliche Schwänze der jüngeren, welche noch dichte behaart sind, kosten oft, das Stück, zwey bis sieben Rubel.

Anmerk. Wenn Götze (in der europäischen Fauna a. a. O.) dem Sumpfotter einen kahlen am Ende platten Schwanz zuschreibt, so verwechselt er ihn offenbar mit dem alten Meerotter, denn der Sumpfotter hat einen runden, allenthalben stark behaarten Schwanz. Das Sprüchwort: schwarz wie ein Otter, hat nicht vom Sumpfotter, sondern vom Meerotter seinen Ursprung, denn dieser, nicht der Sumpfotter, hat ein so schwarzes Fell. Götze ist durch Carver (Reisen durch Nordamerica S. 381.) irre geführt worden, dieser fand Meerottern, deren Schwänze nicht mehr ganz bedeckt waren, welche, wie wir bereits

bereits angeführt haben, in Nordamerica auch sehr weit landeinwärts gehen, und verwechselte sie mit den Sumpfottern.

4) Der Vison *) (Wison, Mynx). Die Vorderfüße rauh; der Körper einfarbig dunkel kastanienbraun.

Wohnt in Nordamerica an den Ufern der Bäche, Flüsse, Seen und Teiche; ist ohne den sieben Zoll langen Schwanz gegen sechszehn Zoll lang; frißt Fische, Vögel, Mäuse und andere kleine Thiere; geht auch in die Ortschaften, und raubt, wie der Marder und der Iltis, das Federvieh. Hühner, Gänse und Enten, die er nicht forttragen kann, beißt er todt, saugt ihnen das Blut aus und läßt das Fleisch liegen. — Sein Balg ist ein gutes Pelzwerk.

Es macht dieses Thier durch seinen ganzen Habitus und seine Lebensart den Uebergang zu den Wieseln, von denen es sich nur durch die verbundenen Zeehen unterscheidet. Schreber zweifelt, ob es nicht vielleicht mit der Sumpfotter nur eine Art ausmache, weil der Unterschied zwischen beiden fast nur auf dem weißen Munde beruhe.

5) Der Chinchimen **). Die Zeehen aller Füße behaart; der Schwanz lang, rund und behaart; der Körper hellbraun.

Herr Gmelin hat diesem Thier, das sich so sehr von allen Ottern unterscheidet, eine Stelle im Natur-

*) Lutra Vison. mihi. — Mustela Vison. *Linn.* p. 94. Schreber tab. 127. B. Donndorf zool. Beytr. I. S. 286.
Vison. *Buff.* XIII. p. 304. tab. 43.

**) Mustela felina. Molina Nat. Gesch. von Chili übers. von Brandis S. 252.

tursysteme versagt, und fragt blos bey dem Meerotter, ob es wol eine Varietät desselben sey? da es sich doch von demselben schon durch seinen langen behaarten Schwanz unterscheidet. Molina beschreibt uns dieses Thier folgender Gestalt: „Der Chinchimen — Mustela felina — ist ein Thierchen von der Spitze der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes ohngefähr zwanzig Zoll lang, dem die Spanier den Namen Seekatze gegeben haben. Es gleicht auch wirklich der Katze an Kopf, Ohren, Augen, Nase, Maul, Zunge, auch an Gestalt und Länge des Schwanzes sehr. Auf der Nase trägt es auch verschiedene Reihen von Barthaaren. Es hat oben sechs scharfe und gerade Schneidezähne, eben so viele stumpfere unten, vier Hundszähne und sechzehn Backenzähne, in jeder Kinnlade nemlich achte. Die Vorder- und Hinterfüße haben jeder fünf Zeehen mit einer Schwimmhaut und starken gekrümmten Klauen. Sein Körper ist wie der der Fischottern mit zweyerley hellbraunen Haaren bedeckt, das eine ist weich und kurz, das andere lang und struppicht. Ich weiß nicht, wie viel Junge das Weibchen wirft, mehr als vier aber glaube ich nicht. Diese Halbamphibien sind meistentheils im Meere, man sieht sie daselbst zwey und zwey und nie haufenweise, als wie die Seewölfe schwimmen. Bey schönem Wetter sind sie gern auf Felsen, um sich zu sonnen; die Küstenbewohner fangen sie alsdann mit Schlingen, die sie ihnen da legen, wo sie zu ruhen pflegen. Diese Thierchen haben die Wildheit der wilden Katzen, und greifen auch eben so diejenigen an, die sich ihnen nähern. Ihr Geschrey ist heiser.„

6) Der

6) **Der kleinste Otter** *), gefleckt; der Schwanz nach hinten allmählig dünner, und kahl, nur die Zeehen der Hinterfüße durch eine Schwimmhaut verbunden.

Auch diesem Thier ist eine Stelle im Natursysteme versagt worden. Der Kopf ist zusammengedruckt, die Nase stumpf und breit, wie bey unserm Otter. Länge des Thiers nur sieben Zoll, des fast kahlen rattenartigen Schwanzes sechs Zoll sieben Linien. Er ist zunächst dem Körper nur fünf Linien dick, und braun, und verdünnt sich gegen das Ende, welches weiß ist. Die Unterlefze, die Kehle, der Bauch und das Inwendige der Füße weiß. Der Kopf oben und zur Seite ist, wie der Rücken, mit schwarzbraunen Flecken regelmäßig bezeichnet; zwischen diesen Flecken ist das Haar gelbgrau. Ueber jedem Auge steht ein weißer Fleck. Die Ohren sind groß und länglichter als an unsern Ottern. Die Füße sind kurz, fünfzeehig und nur die hintern haben Schwimmhäute. Dies Thier wurde dem Grafen von Büffon aus Gujana gesandt, wo sie die kleine Süßwasser-Otter genannt wird.

7) **Der große Otter von Gujana** **)

soll nach Aublet achtzig bis hundert Pfund wiegen, sanftes, aber kürzeres Haar, als der Biber haben, und rothbraun von Farbe seyn. Er wohnt in den großen Flüssen, an wenig besuchten Orten; sein Geschrey soll man weit hören. — Fürs System ist er noch nicht hinlänglich bestimmt.

*) Lutra minima. Zimmermann geograph. Geschichte des Menschen rc. II. S. 317.
La petite Loutre de la Guyane. *Buff.* suppl. III. p. 159. Tab. 22.

**) Zimmermann a. a. O. S. 318. wo noch mehrere unbestimmte Otterähnliche Thiere angeführt sind.

XVIII. Gattung. Wiesel. Mustela.

Vorder- und Eckzähne wie beym Otter.

Backenzähne oben vier bis fünf, und unten fünf bis sechs.

Die Zunge glatt, bey manchen warzig.

Die Füße fünfzeehig, ohne Schwimmhaut mit unbeweglichen Klauen.

Die Wieseln haben einen kleinen platten Kopf, leben im Trocknen, haben einen schlanken langgestreckten Körper, einen hüpfenden Gang, klettern gut, schlüpfen durch enge Wege, wohnen in Höhlen und nähren sich von frischem Fleisch, Eyern und Obstfrüchten, die sie des Nachts aufsuchen. Die merkwürdigsten Arten dieser Gattung sind folgende:

1) **Die Tayra** *) (das große schwarze Wiesel). Schwarz, unten am Halse ein dreylappiger weißer Flecken.

Wohnt in Südamerica, besonders in Gujana und Brasilien, hat die Statur eines Marders, aber steifere Haare. Die Ohren sind gerundet und weichhaarig; vor den Augen ist ein aschgrauer Flecken. Der dreylappige weiße Flecken steht nicht an der Kehle, sondern in der Mitte der unteren Seite des Halses. Die vier Säugwarzen stehen hinter dem Nabel. — Es hat dieses Thier einen Moschusbeutel. Wenn derselbe gefüllt ist, so reibt es sich an den Bäumen und schmiert den Moschus daran.

2) Der

*) Mustela barbara. *Linn.* p. 94. nr. 4.
Die Tayra. Schreber Säugthiere III. p. 493. nr. 8.

2) Der Hausmarder *) (Steinmarder, von einigen fälschlich Buchmarder genennt). Die Kehle und der Hals unten weiß.

Ein bekanntes Thier, welches in den gemäßigten Theilen Europas und Asiens lebt, und die Größe einer mittelmäßigen Katze hat (Länge des Körpers ohngefähr 16, des Schwanzes 9 Zoll). Er wohnt in Klippen, Steinhaufen, Kirchen, Thürmen, unter den Dächern, in Holzstößen, alten Mauern, Scheuern, Ställen und selbst in Häusern, streift des Nachts umher und nährt sich von Mäusen, Maulwürfen, Vögeln, Fröschen, zahmen Geflügel und deren Eyern, im Sommer auch von Obst. Da er einen vorzüglich guten Geruch und ein eben so gutes Gesicht hat, dabey mit ungemeiner Schnelligkeit springt, die Mauern und Wände leicht hinanklettert, so fehlt es ihm auch nicht an Nahrung. Unter den Tauben, Hühnern, jungen Gänsen und Enten richtet er oft fürchterliche Verwüstungen an, und ist daher, besonders da er aus Lust immer mehr würgt, als er verzehrt, ein schädliches Raubthier. Wenn er in ein Tauben- oder Hühnerhaus einbricht, so würgt er alles was er findet, und verursacht durch seine stinkende Ausdünstungen und bisamartig riechende Excremente, die er allemal zurückläßt, und die ihren Geruch von einer Feuchtigkeit, welche sich in zwey Bläschen am Rande des Afters befindet, empfangen, daß ohne eine besondere Reinigung und Ausräucherung keine Taube und Henne ihre Wohnung wieder bezieht. Auch den Katzen ist er sehr feind. —

K 5 Die

*) Mustela Foina. *Linn.* p. 95. 14. Schreber tab. 129. Bechstein N. G. des In- und Ausl. I. S. 113. N. G. Deutschl. I. S. 279. Donndorf zool. Beytr. I. S. 288. Thiergesch. S. 93. Götze europ. Faun. I. S. 263.
Fouine. *Buff.* VII. p. 161. tab. 18.

Die Begattungszeit fällt in den Hornung. Zu dieser Zeit machen sie durch ihr Kämpfen und Schreyen viel Geräusch, und man sieht sie im Mondscheine wie die Katzen auf den Dächern herum laufen. Das Weibchen geht neun Wochen trächtig und bringt 3 bis 7 blinde Junge, welche gewöhnlich den neunten Tag die Augen öffnen. Wenn es sich unsicher glaubt, so trägt es sie, wie die Katzen, von einem Orte zum andern. Die Junge lassen sich zähmen, und werden, wenn man ihnen die scharfen Vorderzähne ausbricht, possierliche Stubenthiere.

Sowohl wegen des Schadens, den der Marder anrichtet, als wegen des guten Pelzes, den sein Balg giebt, wird ihm vom Jäger sehr nachgestellt. Der Balg hat zweyerley Haare. Die kürzern Wollhaare sind aschgrau, die längern Stachelhaare sind unten aschgrau, in der Mitte braun und an den Spitzen schwarz. Man bedient sich seiner zu Müffen, Mützen- und Kleiderverbrämungen u. d. gl. Die besten Bälge kommen aus Schweden und Rußland.

Merkwürdig ist die starke Electricität des Balges, und daß die electrische Materie bey starken Gewittern einen so mächtigen Einfluß auf das Thier hat, daß es wie rasend umher läuft, und sich an solchen Orten, wo es häufig ist, aus Angst in Gesellschaft zusammenzieht und einen großen Lärm verursacht. Auch bey bevorstehendem Erdbeben empfindet er eine gleiche Angst, und dient dadurch, wie die Katzen, zum Warner.

3) Der

3) Der Feldmarder *) (Baummarder, Wildmarder, Edelmarder). Die Kehle und der Hals unten gelb.

Er ist etwas größer als der gemeine Marder, und von schöner kastanienbrauner Farbe, Beine und Schwanz sind schwarz. Die Kehle, welche recht dottergelb gefärbt ist, unterscheidet ihn standhaft von der vorhergehenden Art. Er lebt blos in dichten Wäldern, und geht nur höchst selten im Winter in die Walddörfer. Er bewohnt die nördlichen Gegenden von Europa, Asien und America, und hält sich in hohlen Bäumen auf. In Europa ist er seltener, als der Hausmarder, in Nordamerica aber, besonders in Canada und andern brittischen Provinzen ist er so häufig, daß man Jahre weiß, wo die Engländer und Franzosen allein aus dieser Gegend über 40000 Felle zum Handel gebracht haben. Seine Nahrung sind Mäuse, Eichhörnchen, Haselmäuse, große und kleine Vögel und ihre Eyer, er ist daher für die Federwildbahn, besonders für die jungen Auer- Birk- und Haselhühner ein schädliches Raubthier. Bey Tag liegt er in den hohlen Bäumen, den Nestern der Eichhörnchen, den Nestern der Raubvögel, Raaben, Krähen, Aelstern u. d. gl. verborgen, und des Nachts geht er auf den Raub aus. Außer dem Raube aus dem Thierreiche frißt er auch Vogelbirnen (Ebereschen,) verschiedene Arten von Beeren, Obst nnd Honig. Im Winter besucht er auch die Taubenschläge und Hühnerhäuser. Seine Excremente haben eben den Bisamgeruch, wie die des Hausmarders, welches von glei-

*) Mustela Martes. *Linn.* p. 95. nr. 6. Schreber tab. CXXX. Götze europ. Faun. I. S. 279. Bechstein N. G. Deutschl. I. S. 287. N. G. des In- und Ausl. I. S. 115. Donndorf Thiergesch. S. 94. Zool. Beytr. I. S. 291.
La Marte. *Buff.* VII. p. 186. tab. 22.

gleicher Ursache herrührt. Er begattet sich im Februar. Das Weibchen geht 9 Wochen trächtig, und bringt sechs bis acht blinde Junge zur Welt. — Sein Balg ist eines der schönsten Rauchwerke, und wird dem des Hausmarders weit vorgezogen.

Mehrere Naturforscher haben den Feldmarder als eine Varietät des Hausmarders angesehen, allein gewiß mit Unrecht. Der Feldmarder unterscheidet sich von dem Hausmarder außer der Kehlfarbe a) durch seine beträchtlichere Größe; b) den kürzeren und stärkeren Kopf, welcher ihm ein wilderes Ansehn giebt; die Ohren sind sehr kurz und abgerundet; die Augen funkelnd und weit hervorstehend; c) durch die höhern Beine.

Auch der Feldmarder läßt sich zähmen. Cetti erzählt (in seiner Nat. Gesch. von Sardinien) er habe einen gesehen, der so zahm gewesen, daß er unter Küchlein geschlafen habe.

4) **Der Zobel** *). Mit dickem Kopfe; spitziger Schnauze; weißlicher Stirne und aschgrauer Kehle.

In der Farbe sind die Zobel sehr verschieden. Man findet dunkelcastanienbraune, hellerbraune, ganz schwarze mit einem Goldglanze, aschgraue mit röthlichem Glanze, schwarze mit Silberglanz, silbergraue und ganz weiße, welche letztere beide aber sehr selten sind; die castanienbraunen sind die gemeinsten. Er wohnt in den nördlichen Ländern von Asien und America, ehemals soll er auch in Lappland vorhanden gewesen

*) Mustela Zibellina. *Linn.* p. 96. Schreber tab. 134. Donndorf zool. Beytr. I. S. 294. Thiergesch. S. 95. Bechstein N. G. des In- und Auslandes I. S. 122.
Zibeline. *Buff.* XIII. p. 309.

wesen seyn. Sein Aufenthalt sind einsame, wüste, dickbewaldete und felsigte Gegenden, wo er in Erdhöhlen, hohlen Bäumen und unter ihren Wurzeln, in Felsenklüften u. d. gl. wohnt, und auch seine drey bis fünf Junge bringt. — Seine Nahrung sind im Sommer Wieseln, Eichhörnchen, Haasen und andere kleine Säugthiere, im Herbste allerley Beeren, und im Winter allerley Vögel, vornehmlich Birkhühner. Seinem Raube geht er Nachts nach, bey Tage ruht und schläft er, und zwar, wenn er sich recht satt gefressen hat, so feste, daß man ihn aufnehmen, stoßen und stechen kann, ohne daß er erwacht. Geschwindigkeit, List und Verschlagenheit zeichnen ihn aus; er läßt sich aber doch zähmen und zu allerley abrichten. — Er hat am After zwey Bläschen, welche eine übelriechende Feuchtigkeit enthalten, daher sein Auswurf sehr übelriechend ist. — Den Katzen ist er sehr feind und verfolgt sie, wo er sie nur findet. — Er begattet sich im Januar, und das Weibchen wirft zu Ende des Märzes oder Anfang des Aprils.

Der Balg des Zobels ist eines der köstlichsten Pelzwerke, und ein beträchtlicher Handelsartikel der Nordländer. In Sibirien wird der Zobelfang vorzüglich stark getrieben, und zwar von ganzen Gesellschaften von dreyßig bis vierzig Mann, welche sich ein gemeinschaftliches Oberhaupt wählen, und sich in kleinere Gesellschaften zertheilen, die wiederum einem Anführer gehorchen. Die Jagd und der Fang selbst sind mit vielen Mühseligkeiten verbunden, aber die Liebe zum Gewinnste lehrt die Leute alle Mühseligkeiten ertragen und alle Hindernisse besiegen. Wir wollen hier unsern Lesern, welche gewiß Nachricht von diesem Fange zu haben wünschen, denselben erzählen, wie ihn uns Herr Bechstein a. a. O. erzählt. „Die Gesellschaft, welche auf den Zobelfang ausgeht, versieht sich mit den nöthigen Jagdgeräthschaften, Hunden,

den, Vorrath an Mehl, Grütze, Salz u. d. gl. auf drey bis vier Monathe. Zwey Leute haben allemal ein Netz und einen Hund. An den Orten, wo der Fang geschehen soll, bauen sie sich Hütten und warten den nöthigen Frost und Schnee ab. Vor dem Fange versammeln sie sich, beten um glücklichen Erfolg, und geloben der Kirche den ersten Zobel, den ein jeder fängt. Sodann zerstreuen sie sich, und jede Bande begiebt sich in die ihr angewiesene Gegend. Um den Rückweg zu finden, pflegen sie Bäume zu zeichnen. Jede Partey erbaut sich in ihrem Districte so viele hölzerne Hütten als nöthig sind, welche mit Schnee umlegt werden. Um diese herum stellen sie Schlagbäume auf, an deren Schnellzunge sie ein Stück Fleisch oder einen Fisch binden, und welche sie von Zeit zu Zeit besuchen, um das Gefangene herauszunehmen und sie wieder zu stellen. Jeder Jäger stellt deren des Tags ohngefähr zwanzig auf. Die Anführer der Banden streifen die Bälge ab und der Körper wird begraben. Einige führen den übrigen die Lebensmittel aus den zu ihrer Aufbewahrung angelegten Gruben auf Schlitten zu, die sie selbst ziehen oder durch Hunde ziehen lassen. In dieser Verrichtung wechseln sie mit den Jägern ab. Wenn die Zobel nicht mehr in die Schlagbäume gehen, so werden sie in Netzen gefangen. Der Fänger folgt der im Schnee befindlichen Fährte des Thiers bis zum Loche, in welchem es steckt, umstellt dieses mit dem Netze, welches dreyzehn Klafter lang und über vier bis fünf Fuß breit ist, und wartet mit dem Hunde, bis es herauskömmt. Am Geläute zweyer Glöckchen, welche am Netze hängen, hört der Jäger, ob das Thier sich gefangen hat, und läßt es den Hund erwürgen. Aus Bauen, welche mehrere Löcher haben, treibt man die Zobel durch Rauch von faulem Holze; auch haut man die Bäume um, in welchen

sie

sie stecken, und stellt hinter den Spitzen der Aeste ein Netz auf, in welches sie laufen. Bey eintretendem Frühlinge hat der Fang ein Ende. Die ganze Gesellschaft versammelt sich dann wieder an dem bestimmten Versammlungsplatze und kehrt nach Hause zurück. Von den gewonnenen Bälgen wird nach Abzug derer, die der Kirche und der Krone gebühren, der Werth gleich vertheilt. „

Die feinsten Zobel fallen um Takuzt, Nortschinsk, beym Flusse Ud, beym See Baikal und in dem Mangeseischen Gebiete, und die besten werden vom November bis zum Februar gefangen. Die Sommer- und Herbstzobel sind kurzhaarig. Den feinsten Zobelbälgen, welche man paarweise zusammen nähet, werden die Bäuche ausgeschnitten, die Schwänze aber behalten sie, die schlechten aber bleiben ganz. Im Handel werden sie zimmerweis (das Zimmer zu 40 Stück) verkauft, ihr Preiß ist aber sehr verschieden, so daß man das Stück mit ¾tel bis 50 und mehrern Rubeln auf der Stelle bezahlt. Die Bäuche von guten Zobeln, wenn sie haarig und schwärzlich sind, gelten fünf bis zehn Rubel das Stück. Die Schwänze verkauft man hundertweise, und das Hundert wird mit 18 bis 40 Rubeln bezahlt. Die Vorderfüße verkauft man das Hundert für 15, und die Hinterfüße für 17 Rubel. Die besten Zobel gehen nach Rußland und weiter, besonders bis in die Türkey, die schlechtern aber nach China.

5) **Der Iltis** *). Die Haare schwarzbraun, der Mund und der Rand der Ohren weiß.

Er hat einerley Vaterland mit dem Hausmarder, und hält sich unter Steinhausen, in Ställen, altem

*) Mustela Putorius. *Linn.* p. 96. Schreber tab. 131. Donndorf zool. Beytr. I. S. 297. Thiergesch. S. 95.

altem Gemäuer, Häusern, hohlen Bäumen, in Erdhöhlen, Hamstergruben u. d. gl. auf. Er gräbt auch selbst, und wirft oft in Scheunen, Ställen, Häusern und Kellern große längliche Haufen auf. Weil diese Haufen in ihrer Gestalt einige Aehnlichkeit mit einem Grab haben, so muß er oft einen Todespropheten abgeben, und es sind uns Beyspiele bekannt, wo ein solcher Haufen eine ganze Familie, deren Hausvater krank lag, in den größten Schrecken gesetzt, ja fast zur Verzweifelung gebracht hat. In einigen Gegenden nennen ihn die gemeinen Leute, wenn er solche Haufen wirft, Hausunk. Bey Tage schläft er und des Nachts geht er seinen Geschäfften nach. Er frißt am liebsten Vögel und ihre Eyer, und man findet oft in seiner Höhle einen großen Haufen Hühner- und andere Eyer, die er unbeschädigt dahin getragen hat. Er ist nicht so blutgierig, wie der Hausmarder, und wenn er in einen Taubenschlag oder in ein Hühnerhaus kommt, so mordet er nicht alles, sondern ergreift das erste beste Thier, würgt es, packt es im Genicke und eilt mit ihm zu seinem Schlupfwinkel. Er macht auch Jagd auf die Hamster, Maulwürfe, Mäuse, Ratten, Kaninchen, und dergleichen kleinere Säugthiere, geht nach Fischen, und frißt auch, wenn er nichts besseres haben kann, Frösche. Auch den Bienenstöcken ist er gefährlich. — Er begattet sich im Februar. Das Weibchen geht 9 Wochen trächtig und wirft an stillen einsamen Orten, in Gebäuden, hohlen Bäumen, Erdhöhlen, Felsenklüften und d. gl. sechs bis sieben Junge, welche gegen den Herbst die Mutter verlassen und ihren eigenen Geschäfften nachgehen. Um nicht entdeckt zu werden, trägt die Mut-

S. 95. Bechstein N. G. Deutschl. I. S. 294. N. G. des In- und Ausl. I. S. 116. Götze europ. Faun. I. S. 285.
Putois. *Buff.* VII. p. 199. tab. 23.

Mutter den Koth der Jungen weit von ihrem Lager weg, und die Alten selbst entledigen sich ihres sehr stinkenden Unraths, der seinen Geruch von der in zwey Afterdrüsen sich absondernden Feuchtigkeit erhält, in weiter Ferne von ihrer Wohnung. — Er hat einen natürlichen Abscheu gegen das Wetzen eiserner Instrumente auf Steinen, und geht auf Personen, welche solches vor seiner Höhle thun, mit funkelnden Augen, fletschenden Zähnen und gräßlichem Zischen und Knurren los. Hierdurch wird er oft aus seiner Höhle gelockt und erschossen oder todtgeschlagen.

In der Bildung hat der Iltis Aehnlichkeit mit dem Marder, allein er ist kleiner, und hat einen proportionirteren Kopf mit einer spitzigeren Schnauze. Er hat, wie mehrere Thiere dieser und der beiden vorhergehenden Gattungen, zweyerley Haare, nemlich längere Stachelhaare von schwarzbrauner oder dunkelcastanienbrauner Farbe, und darunter kürzere Wollhaare von gelblicher Farbe, daher er im Sommer, wo er die meisten Stachelhaare verliehrt, gelbscheckig aussieht. Sein Fell hängt locker, wie ein Sack um ihn, daher ihm die Bisse der Hunde nicht leicht schaden.

Durch die spitzigere Schnauze, und die mit rückwärts gekehrten Warzen besetzte Zunge verbindet dieses Thier die Wieselgattung mit den Viverren.

Der Balg giebt im December, Januar und Februar ein gutes Pelzwerk, doch wird es wegen des unangenehmen Geruchs, den es noch lange Zeit behält, nicht sehr geschätzt. Die langen Haare am Schwanze geben gute Mahlerpinsel.

6) **Das Frett** *). Die Haare des Körpers weißlich gelb; der Stern im Auge roth.

Das ursprüngliche Vaterland dieses Thiers ist Africa, und zwar vorzüglich die Barbarey. Von da wurde es nach Spanien gebracht um die Kaninchen zu vertreiben, und jetzt ist es in ganz Europa bekannt. Auch in Deutschland wird es, wo sich wilde Kaninchen finden, erzogen. Es hat sehr große Aehnlichkeit mit dem Iltisse, nur ist der Leib gestreckter und schlanker, der Kopf schmäler und die Schnauze spitziger. In der Wildheit hat es eine ähnliche Lebensart mit dem Iltis. Den Thieren, die es würgt, saugt es das Blut aus, und wird kurz darauf sehr böse. Zahm frißt es Semmel und Milch. Es frißt oft, schläft lange und tief, und riecht stark nach Bisam. — Wenn man Kaninchen mit ihm fangen will, so schickt man es mit einem Schellchen am Halse in den Bau, um jenen eine desto größere Furcht einzujagen. Die Kaninchen gerathen bey seinem Anblick sogleich in die größte Furcht, wollen entfliehen und laufen in die vorgestellten Netze.

Das Frett ist ein gelehriges, aber zorniges Thier, hat ein lebhaftes und feuriges Auge, große Leichtigkeit in seinen Bewegungen, viele Stärke, lernt aber seinen Herrn schwer erkennen. — Es begattet sich zweymal im Jahre. Das Weibchen geht sechs Wochen trächtig und bringt 5 bis 8 Junge, welche drey Wochen blind liegen, und welche es zuweilen gleich nach der Geburt wieder auffrißt. — Es begattet sich

*) Mustela Furo. *Linn.* p. 97. **Schreber** tab. 132. **Donndorf** zool. Beytr. I. S. 301. Thiergesch. S. 96. **Bechstein** N. G. Deutschl. I. S. 303. N. G. des In- und Ausl. I. S. 121. **Götze** Faun. I. S. 298.
Furet et Furet putois. *Buff.* VII. p. 209. tab. 25. 26.

sich auch mit dem Iltisse, und hieraus entstehen braunhaarige Junge, welche fast noch besser, als das Frett selbst, zur Kaninchenjagd abzurichten seyn sollen. — Es hat den widrigen Geruch, wie der Iltis, und sein Fell hat keinen Nutzen.

7) **Der Tigeriltis** *). Der Körper hellkastanienbraun mit gelben Flecken unordentlich getiegert; der Umfang des Mundes und der Ohrenrand weiß; eine weiße Binde über die Augen; Brust, Bauch und Beine schwarz.

Bewohnt Polen und Volhynien, desgleichen die Steppen zwischen dem Don und der Wolga; ist sehr räuberisch und lebt von Mäusen, Springhaasen, Hamstern, Ratten, Vögeln u. d. gl.; ist sehr bösartig; hat einen sehr feinen Geruch; ruht am Tage in den Bauen anderer Thiere, und geht des Nachts auf Raub aus. Das Weibchen hat acht Säugwarzen; begattet sich im Frühlinge; geht acht Wochen trächtig; bringt vier bis acht Junge. Kommt dem Iltisse nahe, unterscheidet sich aber außer der Farbe durch einen schmäleren Kopf, einen gestreckteren und schlankeren Körper, längeren Schwanz, und kürzere Haare, die Haare der Füße und des Schwanzes ausgenommen. — In seinem Vaterlande wird das von ihm kommende Pelzwerk nicht geachtet, in Deutschland aber steht es ziemlich im Preiß.

*) Mustela sarmatica. *Linn.* p. 97. Schreber tab. 132. Donndorf zool. Beytr. S. 303. Pallas Reise I. S. 453. spic. zool. XIV. p. 79. tab. IV. f. 1.

Wormlein Wieselein. Gesner Thierb. p. 348.

8) Der Kulon *). Hochrothgelb, gegen den Schwanz und nach unten lichter; die Fußsohlen sehr rauh.

Bewohnt die waldigten Gegenden Sibiriens; ist sehr gefräßig; lebt von dem Raube kleiner Säugthiere und Vögel, frißt alle Arten kleiner Thiere, welche in Schlingen und Fallen gefangen sind, wenn die Jäger nicht bey Zeiten hinzu kommen, und geht auch in Dörfer nach Fleisch und Butter.

In Größe gleicht der Kulon dem Tigeriltisse, in Sitten und Lebensart kommt er dem Zobel, und in Gestalt dem Hermelin näher. Von letzterem unterscheiden ihn außer der Farbe die höhern Füße und der längere Schwanz.

Das Pelzwerk von ihm, welches längere und zärtere Haare als das vom Iltisse hat, wird in Rußland wenig geachtet, geht aber häufig nach China.

9) Das große Wiesel, Hermelin **). Der Schwanz an der Spitze schwarz.

Es giebt zwey Raßen dieses Thiers, die eine ist außer der schwarzen Schwanzspitze oben fuchsroth oder lichtbraun, bisweilen auch bräunlich aschgrau, unten weiß,

*) Mustela sibirica. *Linn.* p. 98. Schreber Säugth. III. S. 495. nr. 10. Donndorf zool. Beytr. I. S. 304. Pallas Reise II. p. 570. und 701. Spic. zool. XIV. p. 89. tab. 4. fig. 2. *Erxleben* mamm. 471.

**) Mustela Erminea. *Linn.* p. 98. Schreber Tab. 137. A. 137. B. Donndorf zool. Beytr. I. S. 305. Bechstein N. G. Deutschl. I. S. 305. N. G. des In- und Ausl. I. S. 118. Götze europ. Faun. I. S. 304.
Rosalet. *Buff.* VII. p. 240. tab. 31. f. 1. (Die rothbraune Varietät.)
Hermine. *Buff.* l. c. tab. 29. f. 2. (Die weiße Varietät.)

weiß, oder gelblich, die andere ganz weiß. Man giebt die letztere Farbe gewöhnlich für die Winterfarbe des großen Wiesels an, und behauptet, daß sie sich im Sommer wieder in die Farbe unserer ersten Raße verwandeln; allein dieses ist wenigstens in Deutschland nicht so gewiß. Wir haben mitten im Winter fuchsrothe und braunrothe, und im heißesten Sommer schneeweiße große Wieseln erhalten, und besitzen solche noch gegenwärtig ausgebalgt im Cabinette. Inzwischen ist es gewiß, daß diese Thiere bisweilen, wenn sie sich paaren, ihre Farbe verändern. Wir sahen aschgraue, lichtgrau, braun und grau, desgleichen bräunlich und weißgefleckte. Mehrerer Varietäten, die auch uns vorkommen, gedenkt Bechstein *). In den nordlichen Gegenden soll indessen die Verwandelung der Farbe standhaft seyn und alle Hermeline im Winter weiß werden.

Das große Wiesel ist ein weit verbreitetes Thier, und fast in allen Climaten zu Hause. Man findet es in ganz Europa, in ganz Asien, in ganz Nordamerica und selbst in dem heißen Africa; in der nordlichen Zone ist es aber am häufigsten **) und sein Pelz erlangt darin die größte Feinheit. Sein Aufenthalt ist in Feldern, Wäldern und Häusern, in Steinhaufen, Maulwurfshöhlen, Felsenklüften, unter den Ufern der Flüsse und in hohlen Bäumen. In den Wäldern findet man es ohne Unterschied der Holzart in Gegenden, wo Flüsse, Wiesen oder leere Haiden in der Nähe sind. Im Felde trifft man es am häufigsten da an, wo Weiden oder Feldbäume in der Nähe stehen.

*) Nat. Gesch. Deutschl. I. S. 308.

**) In Rußland sind die Hermeline in den dünnen Gehölzen so häufig, daß man einmal in kurzer Zeit 20000 Stück zusammengebracht hat, die nach Petersburg verlangt wurden

Die Hermeline sind kecke Thierchen, welche alle ihre Handlungen mit der größten Schnelligkeit und Gewandtheit verrichten. Sie ersteigen die Bäume so geschickt, wie die Eichhörnchen, können an graden Wänden hinauf laufen und durch alle Ritze kriechen, wodurch der Kopf nur geht. Ihre Nahrung besteht in Mäusen und Ratten, Maulwürfen, kleinen und jungen Vögeln, jungen Haasen und Kaninchen u. d. gl. Die Eyer der Hühner, Tauben, Fasane, Rebhühner und anderer Vögel tragen sie unterm Kinn weg und saugen sie aus. Alles, was sie fangen, beißen sie ins Genick, und bringen mehr um, als sie verzehren. Man hat Beyspiele, daß sie junge Rehe angefallen und ihnen die Halsflechsen durchgebissen haben, daß sie todt hingestürzt sind.

Lepechin *), welcher dieses und das folgende Thier genau beobachtete, sagt von ihnen: „Diese beiden kleinen Thiere sind von der Natur mit einem besondern grimmigen Muthe und Behendigkeit begabt, und werden mit Recht zu den Raubthieren gerechnet. Wir hielten sie in eisernen Käfigen, wo wir folgendes an ihnen bemerkten. Den ganzen Tag über sind sie ruhig und thun sich mit Schlafen etwas zu gute; so bald aber der Abend, als die gewöhnliche Zeit, zu welcher sie ihrer Nahrung wegen auf den Raub ausgehen, einbricht, versuchen sie auf alle mögliche Art aus ihrem Kerker herauszubrechen, und beißen so heftig darauf los, daß sie in kurzer Zeit ein dickes Holz durchnagen könnten; dabey sind sie so gefräßig, daß sie in einem Tage mehr verschlingen, als ihr ganzer Körper beträgt. Das Hermelin ist wilder und grimmiger als das Wiesel, denn es läßt sich niemals zahm machen, wenn man es gleich lange füttert, sondern behält seine raubgierige Art hartnäckig bey. Sein Fut-

*) Lepechin Tagebuch der russischen Reise I. S. 175.

Futter reißt es zu kleinen Stücken aus den Händen, und wenn es gereitzt wird, fällt es den Gegenstand, der es reitzt, mit Ungestüm an, zischt und zwitschert wie ein Sperling, und hat funkelnde blutige Augen. Am meisten zeigt sich der Heißhunger dieser Thiere, wenn man sie in die Dorfscheunen bey die Mäuse sperrt; und wenn ihrer tausend da wären, ließen sie nicht eine am Leben, sondern beißen sie ohne alle Barmherzigkeit todt; daher tödten die (russischen) Bauern die Hermeline und Wieseln, welche sich bey den Getraideschobern und Kornspeichern aufhalten, niemals, sondern schonen sie sorgfältig. Der Muth und die Behendigkeit des Hermelins ist so groß, daß es auch die größten Ratzen in ihrer Höhle anzufallen wagt. „

Die Begattungszeit des Hermelins fällt in den März; das Weibchen trägt 5 Wochen, und bringt 5 bis 8 Junge, welche neun Tage blind sind und die Mutter unter 4 Monathen nicht verlassen. — Am After hat das Hermelin zwey Drüsen, welche eine schmierige übelriechende Feuchtigkeit enthalten, wodurch es unangenehm wird, dieses Thier lange in der Nähe um sich zu haben.

Die Bälge dieser Thiere, wenn sie die weiße Farbe haben (die anders gefärbten werden nicht geachtet), sind ein beträchtlicher Handelsartikel. Sie gehören zum köstlichsten Pelzwerke. Die besten Hermelinpelze kommen aus Litthauen, Norwegen, Lappland, Rußland und Sibirien, und das Zimmer (d. i. 40 Stück) kostet 24 bis 30 Thaler.

10) Das kleine Wiesel, Heermännchen *), röthlich graubraun, unten weiß; der Schwanz mit dem Oberleib einfarbig und ohne Haarbüschel.

Es bewohnt die kalten, gemäßigten und warmen Gegenden von Europa und Asien, und hat mit dem Hermeline gleichen Aufenthalt und gleiche Lebensart. So klein das Thierchen ist, so muthig und lebhaft ist es doch, und läßt sich nicht so leicht von einer Katze bezwingen. Auch große Haasen kann es überwältigen. Stellt besonders den Eyern des Hausgeflügels und der wilden Hühner, Enten, und anderer Vögel, die auf die Erde, in Steinritzen und Erdhöhlen oder auf niedere Büsche nisten, auch dem Honig in den Bienenstöcken nach. Am Tage schläft es, und des Nachts geht es auf den Raub aus. — Es hat nicht das unbändige wilde Naturell des großen Wiesels, sondern läßt sich zahm machen und wird sehr artig und spielhaft. — Ob es gleich dadurch, daß es die Eyer stiehlt und Haasen würgt, auch, wie man sagt, den Kühen in die Euter beißt und dadurch schwer zu heilende Geschwülste und Wunden verursacht, schädlich ist, so ist es doch dadurch, daß es Ratten, Mäuse, Blindschleichen, Eidexen und Frösche frißt, auch nützlich. — Es paart sich, wie das Hermelin, im März; das Weibchen trägt 5 Wochen und wirft 5 bis 8 blinde Junge, welche nach 9 Tagen das Gesicht

*) Mustela vulgaris. *Linn.* p. 99. Schreber tab. 138. Bechstein N. G. Deutschl. I. S. 345. N. G. des In- und Ausl. I. S. 120. Donndorf zool. Beytr. I. S. 308. Thiergesch. S. 97.
Heermännchen. Bechstein Nat. Gesch. Deutschl. a. a. O.
Das kleine gemeine Wiesel. Götze Faun. I. S. 316.
Belette. *Buff.* VII. p. 225. tab. 29. f. 1.

sicht erhalten. In Gefahren trägt es solche im Maul von einem Orte zum andern. — Es hat auch Drüsen am After, die keinen so unangenehmen, aber einen viel stärkeren Bisamgeruch von sich geben, als beym Hermelin. — Den Geruch der Raute sollen die Wieseln nicht ausstehen können; um sie daher von Hühnerhäusern und Viehställen abzuhalten, soll man nur Raute um dieselbe legen.

Die großen und kleinen Wieseln, besonders aber die erstern, halten auch ordentliche Wanderungen, ziehen sich bey außerordentlich kalten Wintern, wie die von 1730, 1739, 1744, 1788 auf 1789 waren, und von denen sie gleichsam eine Vorempfindung zu haben scheinen, tiefer ins Land hinein, und erscheinen daher oft in Gegenden, wo man sie vorher selten sah, plötzlich in unglaublicher Menge. Die Lappen wissen dieses sehr gut, folgen ihnen auf dem Fuße nach, und machen sich diesen Umstand beym Fange zu Nutz *).

Als eine Varietät des kleinen Wiesels wird in Gmelins Natursysteme betrachtet

11) **Das Schneewiesel** **). Im Sommer grau, im Winter weiß; der Schwanz abgestutzt und an der Spitze nur mit einigen schwarzen Haaren.

Die Schriftsteller sind noch nicht einig, ob dieses Thierchen, welches in den nördlichsten Gegenden, als in dem norwegischen und schwedischen Lapplande,

L 5 in

*) S. Högström von den Thieren, die in Norwegen aus den Wolken kommen sollen; in den schwed. Abhandl. XI. S. 22.

**) Mustela nivalis. *Linn.* ed. 12. p. 69. nr. 11. Hellenius in den neuen schwed. Abh. VI. p. 209. Tab. 8.
Mustela vulgaris β. nivalis. *Linn.* ed. 13. p. 99. Donndorf zool. Beytr. I. S. 309. und 311.

in den nordlichsten Provinzen des russischen Reiches, gefunden wird, eine besondere Art oder eine Varietät des gemeinen Wiesels sey. Hellenius, welcher es in den schwedischen Abhandlungen am ersten beschrieben hat, giebt folgende Unterschiede zwischen dem Schneewiesel und dem gemeinen Wiesel an: 1) Das gemeine Wiesel lebt in gelinderen Erdstrichen und scheuet die kälteren, welche das Schneewiesel wählt; 2) das gemeine Wiesel ist das ganze Jahr hindurch in Häusern und bewohnten Oertern, ändert selten seine Farbe, und vermuthlich nie nach der Jahrszeit; die wenigen weißen dieser Art, die man dann und wann gefunden hat, bestärken das wenigstens nicht, vielleicht rührt die Farbe bey ihnen von Krankheit und andern Ursachen her, bleibt auch beständig, wie bey weißen Mäusen, Aelstern u. d. gl. Das Schneewiesel ist noch nie im Sommer weiß, im Winter grau gesehen worden. 3) Das gemeine Wiesel giebt allemal einen starken widrigen Geruch von sich, das Schneewiesel hat fast gar keinen Geruch, wenigstens nie so widrig, als der Iltis, welches doch von dem gemeinen Wiesel allgemein bezeugt wird; 4) der Schwanz des gemeinen Wiesels ist zwar in Vergleichung mit dem Körper kürzer als bey andern Wieseln, aber doch nicht so kurz, daß er nach der Zoologensprache abbreviata heißen könnte, welches beym Schneewiesel stattfindet; außerdem ist er 5) allemal beym gemeinen Wiesel am Ende gelbbraun, da das Schneewiesel ihn bey allen Abwechselungen von einerley Farbe mit dem Körper hat; die schwarzen Haare, die man bey dem einen und dem andern antrifft, machen keinen merklichen Unterschied in der Farbe.

Lebensart und Zeit der Fortpflanzung ist beym Schneewiesel wie bey dem gemeinen.

12) Der Quiqui *). Der Körper braun; die Schnauze keilförmig.

Es wohnt dieses Thier in Chili und vielleicht auch in andern Gegenden des südlichen America's. Von der Spitze der Oberlippe bis zum Anfang des Schwanzes hat es dreyzehn Zoll Länge. Es hat einen platten Kopf, kleine runde Ohren, kleine zusammengezogene Augen, eine keilförmige Schnauze, eine platte Nase mit einem weißen Fleck auf der Mitte, das Maul weit gespalten, niedrige Beine und einen kurzen Schwanz. Es hat acht und zwanzig Zähne, zwölf sehr scharfe Schneidezähne, vier Eckzähne und zwölf Backenzähne. Seine Zunge ist länglich und glatt; seine Füße, die denen der Eidexe gleichen, haben jeder fünf Zeehen mit krummen Klauen. — Dieses Thier ist von Natur wild und wüthend, daher die Eingebohrnen alle die Quiqui nennen, die sich vom Zorne hinreißen lassen. Es wohnt unter der Erde, nährt sich von Feldmäusen, die es beständig in den Feldern aufsucht, und wirft jährlich zweymal vier bis fünf Junge.

XIX. Gattung. Dachs. Meles.

Oben und unten sechs Vorderzähne; in der untern liegen die beiden mittlern mit dem untern Theile weiter einwärts, als die beiden äußersten und beiden mittelsten.

Einzelne Eckzähne.

Backenzähne oben fünf, unten sechs, die vordersten sehr klein.

Die Zunge glatt.

Die Augen mit einer Blinzhaut.

Linne

*) Mustela Quiqui. *Linn.* p. 99. 17. Molina N. G. von Chili S. 258. 3.

Linne und andere Schriftsteller verbinden die Dachs-Gattung mit der Bären-Gattung. Da sich beide aber sowohl im Habitus, als im Gebiß, von einander unterscheiden, so folge ich den Herren Linck *) und Blumenbach **) und trenne sie von einander.

Die Dächse stehen zwischen den Viverren und den Bären in der Mitte. Ihr Kopf ist ziemlich Bärenartig, ihre vorragende Schnauze aber spitziger, und nähert sich mehr der Schnauze einer Viverre. Der Körper ist schwer und plump, sehnig, und die Haut hängt wie ein Sack um ihn herum. Die Füße sind kurz und stark, fünfzeehig mit starken Klauen, und die Thiere gehen auf der ganzen Fußsohle. Sie leben meistens in Höhlen, welche sie selbst graben, und ihre Nahrung nehmen sie aus dem Thier- und Pflanzenreich.

1) Der gemeine Dachs ***). Der Körper oben weißgrau und schwarz melirt, unten schwarz; von der Schnauze durch die Augen und Ohren beiderseits eine schwarze Binde; Füße schwarz.

Ein in den waldigten Gegenden Deutschlandes hinlänglich bekanntes Thier, welches bis zum 30sten Grade nördlicher Breite hinauf geht, und auch im nörd-

*) Linck Beyträge zur Naturgeschichte I. Stück. S. 66.

**) Blumenbach Handb. der Naturgesch. 3te Ausg. S. 94.

***) Meles Taxus. Blumenbach a. a. O. S. 95.
Ursus Meles. *Linn.* p. 102. Schreber Tab. 142. Bechstein N. G. Deutschl. I. S. 349. N. G. des In- und Ausl. I. S. 135. Donndorf Thierg. S. 98. Zool. Beytr. I. S. 327. Götze Faun. I. S. 393.
Blaireau. *Buff.* VII. p. 104. tab. 7. 8.

nördlichen Asien und America angetroffen wird. Er hat einen dreyeckigten, in eine dünne Schnauze auslaufenden Kopf; einen kurzen Hals, der mit dem Kopfe einerley Dicke hat; einen etwas erhabenen Rücken; dicken Leib, welcher von vorn an nach hinten allmählig dicker wird; einen kurzen, dicken und stumpfen Schwanz; sehr kurze Beine, welche durch die langen Bauchhaare ganz verborgen werden, so daß der Bauch auf der Erde zu hängen scheint. Die Vorderbeine sind zum Graben geschickt und haben sehr lange Krallen. Die dicke Haut ist mit borstenartigen fettigen, unsauberen Haaren besetzt. Unter dem Schwanze hat er einen Beutel, in welchem sich eine schmierige Feuchtigkeit sammelt. Die Ränder der Pfannen, in welchen sich die Köpfe der untern Kinnlade bewegen, schließen dergestalt um diese herum, daß die Kinnlade unmöglich vorwärts, sondern nur auf und nieder und nach beiden Seiten bewegt werden kann; ein Bau, der große Stärke im Gebiß, aber langsames Kauen verursacht.

Der Dachs bauet unter der Erde einen tiefen Kessel, zu welchem verschiedene Röhren oder Gänge führen. In einem kleinen Bezirke legen oft mehrere Dächse ihre Wohnungen an, doch so, daß jedes einzelne Thier, wo nicht einen eigenen Eingang, doch einen eigenen Kessel hat. Da er sich nicht auf die Geschwindigkeit seiner Füße verlassen kann, — denn ein Mensch, der stark geht, kann ihn einholen, und noch viel leichter ein Hund, — so geht er nur des Abends und des Nachts aus seinem Bau, und seiner Nahrung nach. Diese besteht aus Wurzeln, Insecten, Schnecken, Regenwürmern, Vogeleyern, jungen Vögeln, jungen Haasen, Fröschen, Schlangen und Eidechsen, Eicheln, Bucheln, Elsebeeren u. d. gl. Indessen frißt er wenig, und trägt auch nicht viel in seinen Bau; aber die Ruhe macht ihn dennoch überaus fett.

Am

Am fettesten ist er im Herbste; dann trägt er Laub in seine Höhle, macht sich davon ein Bette und ruht den ganzen Winter darauf ohne auszugehen. Ununterbrochen aber schläft er nicht. Wenn er wach ist, so saugt er die schmierige Feuchtigkeit, welche sich in dem Beutel unter dem Schwanze findet. — So träg und unthätig der Dachs ist, und so furchtsam er auch ist, — denn er flieht im Mondenscheine vor seinem eigenen Schatten, und hungert lieber einige Tage, ehe er sich in Gefahr begiebt, — so wehrt er sich doch, wenn er ins Gedränge kommt, mit seinem Gebiß und Klauen bis zur Verzweifelung. Die Beyspiele, daß er Hunden, die ihn unvorsichtig anpacken wollten, die Vorderpfoten rein abgebissen hat, sind nicht selten. Die Natur hat ihn mit den gefährlichsten Waffen zur Gegenwehr versehen. Außer den Klauen, womit er alles zerreißt, was ihm vorkommt, ist sein Gebiß sehr zu fürchten. Faßt er einen Hund, so läßt er selten eher los, als bis das Glied durchgebissen ist. Gewöhnlich sucht er sich, wenn er angegriffen wird, einen Rückhalt, entweder ein Eck oder einen Baum. Findet er diesen nicht, so legt er sich auf den Rücken und vertheidigt sich wüthend mit Krallen und Maul. Wegen seiner steifen Haare und seiner harten, zähen und wie ein Sack um ihn hängenden Haut können ihm die Hunde nicht viel thun, und die stärksten Stockschläge fühlt er nicht. Auch die Schläge auf den Kopf achtet er wenig, da seine Hirnschaale dicker und sein Gehirn zäher als bey andern Thieren ist. Nur die Nase ist der Ort, wo er durch Schläge zu tödten ist. Doch hat er ein sehr zähes Leben. In der Angst und wenn er einen heftigen Schmerz empfindet, schreyt er so durchdringend, wie ein Schwein. Wird er am Tage verfolgt, und kommt an einen hohen und steilen Berg, so besinnt er sich nicht lange, zieht Kopf und Füße zusammen, und rollt wie eine Kugel hinunter. —

Er

Er begattet sich im November und zu Anfang des Decembers. Das Weibchen trägt neun Wochen und bringt drey bis fünf blinde Junge. — Man fängt den Dachs, wenn man weiß, daß er sich in seiner Höhle befindet, in Tellerfallen, die man vor den Eingang legt, oder gräbt ihn aus, indem man Dachshunde in den Bau schickt, und durch das Bellen derselben den Ort bemerkt, wo er liegt. — Das Dachsfleisch wird, ob es gleich einen süßlich eckelhaften Geschmack hat, doch hin und wieder gegessen. Das Dachsfett wird in Apotheken gebraucht. Die Dachshaut ist so fest, daß weder Nässe noch Regen durchdringen kann, und wird daher von Sattlern zu Ranzen, Jagdtaschen, Ueberzügen über Koffer u. d. gl. gebraucht. Der Unterschied zwischen Hunde- und Schweine-Dachs besteht in der Einbildung. — In Nordamerica hat man auch ganz weiße Dächse angetroffen, und in Europa, selbst in Deutschland, hat man weißgefleckte, desgleichen weiße, mit gelbröthlichen und dunkelcastanienbraunen Flecken gefunden.

2) **Der labradorische Dachs** *). **Der Schwanz an der Spitze behaart, von Farbe gelbbräunlich; Kehle, Brust und Bauch weiß; die Vorderfüße vierzeehig.**

Er wohnt in Labrador und in der Gegend der Hudsonsbay, ist etwas kleiner, als der gemeine Dachs, und hat längere und weichere Haare. Die Ohren sind kurz, weiß und schwarz gerandet; der Kopf weiß, mit zwey schwarzen Streifen, die von der Nase durch die Augen und Ohren laufen. Die Haare

*) Meles labradorius. — Ursus labradorius. *Linn.* p. 102. Schreber tab. CXLII. B.
Carcajou (ein völlig unrichtiger Name). *Buff.* hist. nat. suppl. III. p. 242. tab. 49.

Haare des Rückens sind am Grunde kastanienbraun, hierauf gelbbraun, dann schwarz und an der Spitze weiß. Die Füße sind braun. — Einige Schriftsteller halten ihn für eine Varietät des gemeinen Dachses.

3) Der Rackun *), (Schupp, Sjupp, Waschbär). Mit geringeltem Schwanze und schwarzbrauner Binde durch die Augen.

Er bewohnt die wärmeren Gegenden des nördlichen Americas, sowohl auf dem festen Lande, als auf den Inseln, und ist ohngefähr, ohne den, einen Fuß langen Schwanz, zwey Fuß lang. Seinen Aufenthalt hat er gewöhnlich in den hohlen Bäumen, und frißt Mays, Zuckerrohr, Baumfrüchte, besonders Aepfel, Castanien u. d. gl. ferner Vogeleyer, Vögel, Fische, Mäuse, Maulwürfe und andere kleine Säugthiere. Er bedient sich der Vorderpfoten geschickt zum fassen, und wäscht alles, was er habhaft werden kann. Am Tage hält er sich meistens verborgen und geht des Nachts seinen Geschäfften nach. Er hat viel körperliches Geschick, hüpft leicht auf den Hinterfüßen, klettert leicht, und wird sehr kirre, so, daß er in Nordamerica häufig in den Häusern gehalten, und mit Brod, Fleischwerk, Knochen, Suppe u. d. gl. ernährt wird. Sein Gefühl, Gehör und Geruch sind sehr fein.

In der Gestalt kommt der Rakun dem gemeinen Dachse näher als dem Bären, doch ist er nicht so plump und schwerfällig als jener. Seiner Gewandtheit und dem mit dieser nothwendig verbundenen geschmei-

*) Meles Lotor — Ursus Lotor. *Linn.* p. 103. Schreber tab. 143. Donndorf zool. Beytr. I. S. 332. Thiergesch. S. 100.
Le Raton. *Buff.* VIII. Tab. 43.

schmeidigern Gestalt seines Körpers nach verbindet er den Dachs mit den Viverren, von welchen letztern der Ratel das nächste Bindungsglied wäre. Der Kopf ist hintenzu breit und hat eine kurze spitze Schnauze; die Augen groß und grünlich; die Ohren und der Hals kurz; der Rücken gewölbt; die Vorderbeine kürzer als die hintern. Die Hauptfarbe des Körpers ist braun mit verschiedenen weißlichten Lichtern. — Sein Fleisch ist eßbar; aus den Bälgen macht man Müffe, Husarenmützen u. d. gl., und die Schwänze werden wie Fuchsschwänze um den Hals getragen.

4) Die Wolwerene *) (Quickhatch; Wolfsbär). Der Schwanz mittelmäßig lang; der Körper braunroth, auf dem Rücken ein dunklerer Spiegelflecken; an der Brust einige weißliche Flecken; die Vorderfüße vierzeehig.

Wohnt in Canada und von da bis an die Hudsonsbay. Sie hat etwas über zwey Fuß Länge; der Schwanz hat nur einen Fuß (ist also nicht elongata, wie in dem Nat. Syst. angegeben ist). Der Kopf ist hinten ziemlich breit, hat eine kurze spitzige Schnauze, kurze Ohren und schiefe Augen. Die Vorderfüße haben nach Edward (a. a. O.) vier, die hintern fünf Zeehen. Die Haare sind lang und steif; der bis an die Ferse reichende Schwanz ist kastanienbraun, und an der Spitze dunkler. — Sie ist ein unbän-

*) Meles luscus — Ursus luscus. *Linn.* p. 103. Schreber III. S. 530. Donndorf zool. Beytr. I. 335. Thierg. S. 101.
Quickhatch or Wolwerene. *Edw.* aves II. p. 103. tab. 103.

unbändiges grausames Raubthier, welches einerley Lebensart mit dem Vielfraße hat. Vielleicht ist sie nur eine Varietät von diesem *).

5) Der Saribur **). Der Schwanz abgekürzt, zottigt; die Ohren mittelmäßig, aufgerichtet, eyförmig, zugespitzt, behaart; alle Füße fünfzeehig; der Körper röthlich braun.

Es ist dieses Thier, welches Canada bewohnt, von Herrn Donndorf und von Götze (s. dessen Fauna I. S. 372.) mit der vorhergehenden Art, von der es sich durch die fünf Zeehen an allen Füßen und den kürzeren nicht bis an die Ferse reichenden Schwanz hinlänglich unterscheidet, verwechselt worden. Herr Zauschner hat es a. a. O. zuerst richtig bestimmt, und ebenfalls von der Wolwerene unterschieden. Der Kopf ist, wie bey allen Thieren dieser Gattung, sehr breit, mit einer spitzen Schnauze; der Hals ist kurz und dick, und geht fast unmerklich in den Rumpf über. Die Zeehen haben lange, scharfe, schwarze Klauen, welche an den Vorderfüßen länger, als an den hintern sind. Der Pelz ist einfarbig röthlich braun, an den Seiten des Kopfes nach unten zu etwas blasser. Die Augen stehen, wie bey der Wolwerene, schief im Kopfe. — Das Thier, welches Zauschner sah, brummte und scharrte fast beständig. Seiner Wildheit wegen hatte man ihm die Augen ausgebrannt.

*) Zimmermann geograph. Zoologie II. S. 276 und 277.

**) Meles Saribur. — Ursus Saribur. Zauschner Bestimmung der Hundsart Crocute und Bärenart Saribur. Tab. II. S. 7.

6) Der

6) Der Vielfraß *) (Järfbär). Der Schwanz kurz, der Körper kastanienbraun, auf der Mitte des Rückens ein schwarzer Spiegelflecken; alle Füße fünfzeehig.

Der Vielfraß lebt in den nordlichsten Gegenden von Europa, Asia und America. Er ist lange verkannt, und bald als ein fabelhaftes Thier gänzlich geläugnet, bald als ein unbestimmtes mit andern verwechselt, oder doch viel fabelhaftes von ihm erzählt worden. Endlich ist er in den schwedischen Abhandlungen **) von drey verschiedenen Personen, welche ihn genau zu untersuchen und zu beobachten Gelegenheit hatten, genauer beschrieben und abgebildet worden.

In der Größe gleicht das Thier einem mittelmäßigen Hunde, doch geht die Länge nicht über zween Fuß, vier bis sechs Zoll, außer dem Schwanze, welcher acht Zoll lang ist. Letzterer ist dicht und lang behaart. In der Gestalt hat er vieles mit dem Dachse gemein, doch ist er schlanker und nähert sich den weniger schlanken Viverren. Die Schenkel sind so dick, als bey einem jungen Bären, und doch ist er nicht über einen Fuß hoch. Die Vorderfüße sowohl, als die hintern, haben breite fünfzeehige bärenartige Tatzen, welche mit sehr langen und scharfen Klauen bewaffnet sind. Der Kopf hält das Mittel zwischen einem Bären- und Dachskopfe; die Schnauze ist länglicht,

 die

*) Meles Gulo. Blumenbach Handb. der N. G. 3te Ausg. S.
Ursus Gulo. *Linn.* p. 104. Schreber tab. 144. Götze Faun. I. S. 371. Donndorf zool. Beytr. I. S. 337. Thiergesch. S. 101. Bechstein N. G. des In- und Ausl. I. S. 137.
Glouton. *Buff.* hist. nat. suppl. III. S. 240. tab. 48.

**) Schwedische Abhandl. 35ster Th. S. 201—220.

die Nase klein, die Backen sind eingedruckt, die Augen klein, die Ohren kurz und abgerundet, und der Schwanz steht gerade aus. Die Haare seines Balges sind steif; der ganze Körper ist kastanienbraun, nur der Kopf bis an die Augen und ein großer Flecken auf dem Rücken sind schwarz oder schwarzbraun, und an diesen Stellen finden sich gemeiniglich einige silberweiße Haare eingemischt. Man hat auch Varietäten gefunden, welche diese Zeichnung nicht hatten und ganz einfarbig graubraun waren. — Er wohnt in waldigten Gegenden und am liebsten in felsigten Wildnissen. Er ist ein gefährliches und schädliches Raubthier. Ohnerachtet seiner geringen Größe ist er doch so stark, daß er Rennthiere, Elenne, Pferde und andere große Thiere bezwingt, indem er ihnen auf den Bäumen auflauert, im Vorübergehen ihnen auf den Rücken springt und sie todt quälet. Außerdem frißt er Mäuse, Haasen, andere kleine Säugthiere, Vögel u. d. gl. Den Lappländern plündert er oft die Vorrathskammern von Fleisch, Butter und Fischen aus. Menschen greift er aber nicht an. Des Nachts geht er gewöhnlich seinen Geschäfften nach, doch streift er nicht gar weit umher, sondern bleibt gewöhnlich in der Nähe der Gegend, wo er gebohren ist. Was er von seinem Raube nicht verzehren kann, begräbt er, oder schleppt es in eine Felsenkluft. Jung gefangen und zahm gemacht läßt er sich mit allerley rohem Fleischwerk, Fischen, Knochen, auch Gekochtem, nur nicht gern mit vegetabilischen Speisen unterhalten. Das Wasser leckt er, wie ein Hund. Sein Auswurf ist mehrentheils dünn und übelriechend; an sich aber hat er keinen üblen Geruch, und hält sich reinlich. Er schläft fast mehr bey Tag als bey Nacht, und legt sich dazu kugelrund nieder. Wenn er wach ist, so ist er sehr munter und immer in Bewegung, klettert, kratzt, gräbt, wälzt sich und läuft mit ge-

wohn-

wohnten Leuten wie ein Hund. Er geht auch ins Wasser. Bey zunehmendem Alter gewinnt die Liebe zur Freyheit die Oberhand, wenn man ihn nicht an eine Kette legt. Hunger macht ihn unbändig. Schlägt man ihn mit einem Stocke, so knurrt er, wie ein Hund, hauet mit den Pfoten zu, wie eine Katze, und faßt den Stock zwischen die Vorderbeine. Hunde fällt er an, ob sie ihn gleich an Größe übertreffen. Im Kampfe mit ihnen bedient er sich des Gebisses und der Klauen zugleich; und wenn er einen faßt, so läßt er nicht ab, bis die Knochen brechen; wird er aber in die Enge getrieben, so giebt er einen Strahl von Unrath von sich, dessen übler Geruch sie verscheucht. Eben dieses thut er auch, wenn man ihn allzu böse macht. — Er begattet sich im Januar, und das Weibchen bringt im May eines bis drey Junge, welche es in tiefen unzugänglichen Höhlen wirft. — Sein Balg wurde sonst höher geschätzt, als jetzt, doch steht er in einigen nordlichen Ländern noch in großem Werthe, und man muß ihn mit drey bis vier Thalern bezahlen.

Mehrere Schriftsteller halten den Vielfraß und die Wolwerene für Ein Thier, und wahrscheinlich hat zu dieser Meinung die ähnliche Lebensart und die ähnliche Gestalt, Farbe und Zeichnung Gelegenheit gegeben. Wenn es aber wirklich wahr ist, daß die Wolwerene an den Vorderfüßen nur vier Zeehen hat, so ist sie gewiß eine besondere Art, denn wir glauben nicht, daß Clima den Mangel eines Gliedes bewirken könne.

Der Name Vielfraß hat bey diesem Thier zur Fabel Anlaß gegeben, daß es eine außerordentliche Freßbegierde habe, und um den ganzen Tag fressen zu können sich zwischen zwey dicht beysammen stehenden Bäumen durchpresse, um die Excremente aus den Gedärmen zu pressen, und in dem Körper wieder für

neues Fressen Platz zu machen. Wahrscheinlich ist der Name Vielfraß durch ein Mißverständniß seines nordischen Namens entstanden. Die Lappländer nennen es Fiälfras, woraus unser deutsches Vielfraß entstanden ist. Fiál heißt aber im Lappischen ein Felsengebirg, und Fras ein Besucher, welche Benennung sich auf seine Lebensart gründet, indem er sich gern auf felsigten Gebirgen aufhält.

XX. Bär. Ursus.

Vorder- und Eckzähne wie bey den Dächsen;
Backenzähne oben und unten vier, welchen oben noch zwey und unten noch drey sehr kleine beygefügt sind.
Die Augen haben eine Blinzhaut.
Die Füße sind fünfzeehig, und die Daumenzeehe ist nicht abgesondert.

1) Der Landbär *). Der Kopf dick; die Schnauze abgestumpft; der Hals und der Schwanz kurz.

Ein phlegmatisches, brummigtes und im Grunde gutmüthiges Geschöpf, welches bisweilen eine Größe von $5\frac{1}{2}$ Fuß erlangt. Er ist in allen vier Welttheilen, die heißen Gegenden von Asien, als Siam, Java, Zeylan rc. selbst nicht ausgenommen, zu Hause; in Deutschland ist er fast gänzlich ausgerottet, und wird nur noch einzeln in Oestreich, Böhmen, Schlesien und Pommern angetroffen. Der Kopf hat in sei-

*) Ursus arctos. *Linn.* p. 100. nr. 1. Götze europ. Faun. I. S. 345. Bechstein N. G. Deutschl. I. S. 333. N. G. des In- und Ausl. I. S. 136. Donndorf zool. Beytr. I. S. 316. Thiergesch. S. 98.

seiner Bildung und der schrägen Lage seiner Augen einige Aehnlichkeit mit dem Kopfe des Wolfes, ist länglich und hinten dick. Die Ohren sind klein und zugerundet; die Nase breit; die Schnauze vorn aufgeworfen; die untere Kinnlade kürzer, als die obere; der Hals kurz und dick; das Kreuz gesenkt; die Vorderbeine etwas einwärts gebogen; der ganze Leib mit langen Haaren bedeckt, welche ihm ein ungestaltetes Ansehn geben. — Er liebt die einsamen waldigten Gegenden, wüste, bergigte Länder, Brüche, Sümpfe, Felsklippen u. d. gl. — Gesicht, Gehör und Gefühl sind bey ihm vollkommen und sein Geruch vielleicht feiner als bey irgend einem Thier, weil seine innere Nasenfläche weit ausgedehnt ist. Ohnerachtet seines plumpen Ansehns ist er nichts weniger als träge. Er geht geschickt auf den Hinterbeinen, läuft schnell in Ebenen und auf Bergen, klettert wie eine Katze behend auf die Bäume, steigt rückwärts wieder herunter, und kann sehr leicht, aber nicht sehr lange schwimmen. Seine Waffen sind seine Vorderfüße, mit welchen er, auf den Hinterfüßen sitzend, wie eine Katze seinen Feind schlägt, oder mit Umarmungen tödtet. Ungereizt fällt er keinen Menschen an. — Er nährt sich aus dem Thier- und Pflanzenreiche, und der Honig von wilden Bienen ist ein Leckerbissen für ihn. Thiere, welche er raubt, schlägt er mit der Tatze nieder und saugt ihnen zuerst das Blut aus. Auch frißt er Aas. Den Ueberfluß seines Fraßes begräbt er in die Erde. Er säuft wie der Hund, nemlich durch ein stoßweises Lecken. — Er lebt in Monogamie. Die Bärin geht sechs Monathe trächtig und gebiehrt eins bis fünf Junge, welche vier Wochen blind sind und erst im dritten Jahre mannbar werden. Das Wachsthum dauert bis ins zwanzigste Jahr. Im zweyten Jahre wechselt er die Zähne. Im Herbste wird er sehr fett. Den Winter bringt

er zwar nicht schlafend, aber in ununterbrochener Ruhe in Höhlen ohne Nahrung zu, und doch kann die Mutter ihre Junge säugen. Nach Weihnachten häuten sich seine Fußsohlen, welches die Ursache ist, daß, wenn er den Frühling aus seiner Höhle hervorgeht, er einen sehr unsichern und wankenden Schritt hat, indem die neue Haut noch zu dünn und empfindlich ist. Dieser Umstand, und daß, wenn er liegt, er beständig an seinen Tatzen leckt, hat zu der Fabel, daß er den Winter an seinen Tatzen sauge, Anlaß gegeben.

Man hat drey angebliche Raßen des Bären, welche aber vielleicht eben so viele Arten sind, indem sie sich in Gestalt und Lebensart beständig gleich bleiben.

a) Der gemeine braune Bär *),

welcher auch Grasebär, Ameisenbär genannt wird, und eine dunkelbraune, oft schwarzbraune Farbe hat.

b) Der rothe Bär,

welchen die Schriftsteller auch Pferdebär, und von seiner Lüsternheit nach Honig auch Honigbär nennen.

Wir wollen über diese beide Raßen die Beobachtungen des Herrn Salis von Marschlins **), welche dieser in seinem Vaterlande gemacht hat, im Auszuge mittheilen. „Der Bär ist in Bündten und Veltlin sehr häufig und richtet alle Jahre großen Schaden an. Daß es zweyerley Arten gebe, ist unstreitig, nemlich eine schwarze (schwarzbraune, unsere erste Raße), die grö-

*) Ursus Arctos β. fuscus. *Linn.* l. c. Schreber tab. 139.
Ours brun des Alpes. *Buff.* VIII. p. 248. t. 31.

**) Höpfners Magazin für die Naturkunde Helvetiens II. p. 134.

größer und sanfter ist, und eine kleinere (unsere zweyte Raße), welche roth und viel grausamer ist. Die erstere bewohnt das Hauptthal und die kleinern Nebenthäler, die andere ist in den großen Nebenthälern, besonders in dem Malencherthale, desto häufiger. Fleisch fressen beide gern, doch begnügt sich die größere Art gern mit anderer Nahrung, während daß die kleinere das Fleisch mit Begierde aufsucht. Sie ist auch viel muthiger als die erste Art, und scheuet den Menschen wenig; zudem hat sie auch einen längern schmächtigern Kopf, und gleicht dem äußerlichen Ansehn nach einem großen Schweine nicht wenig. Im Bergell soll sie seltener als die große Art angetroffen werden. Beide Arten schlagen ihre Wohnungen in den dichtesten Waldungen auf, welche sie nur des Nachts verlassen, um ihrem Raube nachzugehen. Am Tage wird man sie, ausgenommen im Fall eines großen Hungers, wenig antreffen, doch immer die rothe Art mehr als die schwarze. Im Frühlinge nähren sich beide von jung aufkeimendem Korne, oder auch von dem fetten Grase, das neben den Maysässen und Alphütten gern aufschießt, und besonders dem jungen Rocken gehn sie nach. Die rothe Art scheut sich nicht in den Maysässen, wo sie Vieh in den Ställen merkt, dieselben anzugreifen, besonders wenn sie keine Menschen vermuthet. Die schwarze Art verschlingt alsdann gern die Ameisenhaufen, die sie begierig in den Wäldern aufsucht; ob es aber in der Absicht geschieht, den Magen und die Gedärme zu säubern, wie einige Schriftsteller behaupten, ist so ausgemacht nicht. Im Sommer ziehen sie sich in die Höhe, und nähren sich, besonders die rothe Art, von allerley Vieh, das sie in den Alpen rauben. Diese Art macht ihr tägliches Geschäffte daraus, nur dem Vieh nachzustellen, indessen die andere eine Beute, die ihr in die Klauen kommt, zwar nicht fahren läßt, allein

sich auch in den Wäldern genugsam mit Gras, Ameisen und allerley Staudenfrüchten nährt; besonders ist er ein großer Liebhaber von Erdbeeren, und man hat Beyspiele, daß er den Mädchen, welche diese Frucht im Sommer zum Verkaufe in den Wäldern zusammenlesen, dieselbe aus den Körbchen neben der Person weggefressen hat. Im Herbste ziehen sich beide Arten wieder ins Thal herunter, und werden den nun zur Reife gelangenden Früchten schädlich. Sie gehen bis auf die nah an den Wohnungen gelegene Aecker und in die Gärten, und richten unter dem Haidekorn, den Kastanien, dem Mays, und den Trauben oft großen Schaden an. Wenn der Winter anbricht, ziehen sie sich in die dichten Waldungen zurück, und begeben sich zur Winterruhe in ihre Höhlen. — Obgleich der Bär ein sehr plumpes Ansehn hat, so hat er doch eine große Schnelligkeit, wenn er auf einer Ebene oder einen Berg hinan läuft, hier können ihm Menschen so wenig, als viele andere Thiere gleichkommen. Deswegen hat ihm die Natur vorn kürzere Beine verliehen als hinten, so daß er im Berguntersteigen sehr langsam ist, und man ihm abwärts leicht entfliehen kann. Die unbegreiflichen Streifereyen, die er in einer Nacht macht, zeugen genugsam von seiner Fertigkeit im Laufen. Im Sommer durchstreift er sieben bis acht Alpen, bis er eine findet, wo er leicht rauben kann, und dies beträgt immer acht bis zehn Stunden. Im Herbst verläßt er erst am Abend seine Wälder, und kommt vier bis fünf Stunden weit in die Ebene herunter, um seine Nahrung zu suchen, und eilt wieder vor Tages-Anbruch in seinen Zufluchtsort zurück. Bisweilen von großem Hunger oder von Schrecken getrieben, wenn er stark gejagt wird, macht er noch größere Reisen, und besucht oft Gegenden, wo er nie zu Hause ist, und die wol zwölf bis achtzehn Stunden von seiner

Hei-

Heimath entfernt sind. Er verläßt sie aber in einer Nacht eben so geschwind wieder, und kehrt zu seiner alten Wohnnng zurück. — Der große oder schwarzbraune Bär ist beym Raube vorsichtiger und furchtsamer, als der kleinere rothe. Er spähet von einem Baume oder einer Anhöhe sorgfältig die Gegend aus, und benutzt vorzüglich die Zeit, wenn die Hirten schlafen oder sich vom Vieh entfernt haben. Was er dann raubt, trägt er mit der größten Geschwindigkeit davon. Er ist leicht zu verjagen; das Rasseln einer Kette, das Läuten einer kleinen Glocke, oder sonst ein Getöse verscheucht ihn schon, und ist nur ein kleiner Junge beym Vieh, so wagt er keinen Angriff, ja man hat Beyspiele, daß er auf einige Steinwürfe, auf das Geschrey eines Kindes seinen Raub hat fahren lassen; die rothe Art hingegen, besonders wenn sie hungrig ist oder Junge hat, kann nur mit der Flinte verscheucht werden, und ist manchmal so muthig, daß sie vor den Menschen ein Stück Vieh anfällt und zerreißt. Der Angriff eines Bären auf ein Stück Vieh geschieht meistens so, daß ihm solches nicht leicht entgeht. Selten packt er es vorne, meistens springt er ihm von hinten auf den Rücken, und schlägt ihm seine Klauen fingersdick in denselben ein, so daß das Thier in kurzer Zeit entkräftet zu Boden fällt. Dünkt es ihm aber gar zu stark, so ermüdet er es zuerst mit herumjagen, oder zwingt es in einen gefährlichen Paß, wo es sich entweder todt oder wund fällt, springt alsdann auf dasselbe und zerreißt es. Gemeiniglich wenn er ein Stück Vieh aus einer Heerde genommen hat, versammeln sich die übrigen Kühe, nachdem sie sich vom Schrecken erholt haben, nahe an ihn, und sehen ihm zu, ohne sich zu bewegen, schnauben und brüllen, als wenn sie Lust hätten, die Mordthat zu rächen, und es ist selten oder nie geschehen, daß ein Bär sich unterstanden hätte, sie zum zweyten male an-

anzugreifen. — Nicht zu allen Zeiten ist der Bär gleich muthig und gleich furchtsam. Das Männchen ist zu Ende des Sommers und Anfang des Herbstes, wo es brünstig wird, am furchtbarsten, zu Ende des Herbstes hingegen, wo die Brunstzeit vorbey ist, ist es ohne Muth. Im Frühlinge hingegen ist das Weibchen schrecklich und bleibt es, so lange es Junge bey sich hat. — Der Unterschied zwischen Männchen und Weibchen besteht in einer Kleinigkeit, indem das erste einen breitern Kopf und Rücken hat, und das letztere mit einer Reihe weißgrauer Haare über den Rücken versehen ist. Unter den Männchen entstehen über die Weibchen oft hitzige Kämpfe; denn, ob sie gleich in Monogamie leben, so bekümmern sich doch beide Geschlechter nicht um einander, als bis zur Brunstzeit. Bey dem Coitus legt sich das Weibchen auf den Rücken und streckt die Tatzen in die Höhe. Es trägt sechs Monathe, und wirft seine Junge im April oder May. Das erstemal bringt die Bärin nur ein Junges zur Welt, und dann zwey, und dann mehrere. Sie säugt sie sechs Monathe lang, und hat eine unglaubliche Sorgfalt für sie. Nie ist sie dem Menschen schrecklicher, nie unerschrockner, auch nie blutdürstiger und dem Vieh aufsätziger. Geht sie um ihre Nahrung zu suchen, so läßt sie sie sorgfältig in ihrer Höhle. Führt sie sie aus derselben ins Grüne, wo denn dieselben spielen und allerley possierliche Sprünge machen, so entfernt sie sich nie weit, und bey der geringsten Gefahr erscheint sie wie ein Ochs brüllend und aufgerichtet. Ja wenn sie nahe Gefahr merkt, so macht sie, daß sie auf Bäume klettern. Die Jungen bleiben gewöhnlich das ganze erste Jahr bey der Mutter, nachher entfernen sie sich aber und werden einsiedlerisch.

Aus diesen Nachrichten des Herrn Salis wird man zur Genüge einsehen, daß der große schwarzbraune und der kleinere rothe Bär mehr als Varietäten sind.

c) Der schwarze Bär

hält sich nur im Norden von Europa und Asien und in Nordamerica auf. Er hat einen etwas längeren Kopf als der braune Bär, längere Ohren, und ein längeres, zärteres, tiefschwarzes und seidenartig glänzendes Haar, und ist kleiner als jener. Sein Naturel ist sanfter, seine Nahrung nimmt er vorzüglich aus dem Pflanzenreich, und es besteht solche vorzüglich in Beeren von mancherley Stauden und Sträuchern, Wurzeln, jungem Grase und andern Vegetabilien, nur selten frißt er Fische und Insecten, und nur dann, wenn er so ohne Mühe dazu kommt, Fleisch. Die Begattungszeit dieser Raße (Art möchte ich lieber sagen) ist zu Ende des Junius und Anfang des Julius, und das Weibchen bringt seine Junge während seiner Winterruhe zu Ende Decembers oder Anfang Januars, und säugt sie, ob es gleich zu dieser Zeit keine Nahrung zu sich nimmt.

Als eine Varietät dieses kleineren schwarzen Bärs betrachtet man den

d) kleinen weißen oder Silberbär *),

welcher sich in Rußland, in dem daran grenzenden Polen, in Schweden und Norwegen, desgleichen auf Island findet. Seine schwarze Haare haben alle schneeweiße Spitzen, welches, je nachdem die Spitzen in

*) Ursus arctos γ. albus. *Linn.* l. c.
Ours blanc terrestre. *Buff.* VIII. 248. t. 31.

in größerer oder geringerer Länge weiß sind, eine weißere oder mehr ins Grauliche fallende Silberfarbe hervorbringt. Es bleibt diese Varietät gemeiniglich kleiner, als ihre Stammraße, die schwarze, oder ist sie vielleicht mehr als Varietät?

Zu welcher Bärenraße

e) der weißscheckigte Bär *),

welcher nach Pallas um Abakans in Sibirien angetroffen wird,

f) der große weiße Landbär **),

den Marco Polo aus der chinesischen Tartarey anführt, und der zwanzig Spannen lang seyn soll, und

g) der gelblich weiße Bär

aus Persien, dessen Errleben ***) gedenket, gehören, kann ich nicht entscheiden, der Größe aber nach zu schließen gehören sie zur braunen Raße.

h) Der americanische Bär †),

der im Natursysteme und von einigen Schriftstellern als eine besondere Art betrachtet wird, scheint mir wei-

*) Ursus arctos variegatus. *Linn.* l. c. Pallas Reisen II. p. 691.

**) S. Allgemeine Reisen 7ter Theil S. 691.

***) Syst. Mammal. p. 159.

†) Ursus americanus. *Linn.* p. 101. nr. 6. Donndorf zool. Beytr. I. S. 326. Bär der neuen Welt. Schreber III. S. 512.

weiter nichts als eine Varietät des unter nr. c. angeführten schwarzen Bärs zu seyn, denn er ist ihm in Sitten und Lebensart ganz gleich, und in Gestalt wenig oder nicht verschieden.

Wenn man den Bären jung fängt und ihn mit ausgebackenem Brod, und Wasser mit Honig und Bier vermischt, groß zieht, so wird er so zahm, wie man ihn in Gesellschaft der Bärenführer sieht. Man lehrt ihn tanzen, Trommel schlagen, Almosen einsammeln, Purzelbäume schlagen, und dergleichen Künste.

Das Fleisch der Bären wird, ohnerachtet seines unangenehmen Geruchs, von den Nordländern gegessen; die Schinken, die Zunge und der Kopf werden allenthalben geschätzt, und die Tatzen werden auf den Tafeln der Großen als eine Delicatesse aufgetragen. Es giebt Bären von 200 Pfund und drüber. Das Fett, dessen sie viel haben, ist weiß, angenehm und gesund, und hat außerdem noch den Vorzug, daß es nicht leicht ranzig wird. Es wird in der Güte dem Baumöle gleichgeschätzt, und so wohl an Speisen, als auch als Heilungsmittel verbraucht. Die Bärenhaut ist ein vorzügliches Pelzwerk, und in Polen und Rußland wird starker Handel damit getrieben. Man braucht sie zu Müffen, Mützen, Schlitten- und Satteldecken, und fast in ganz Nordamerica zu Betten. Herr Bechstein muthmaßet, daß, da die alten Deutschen ihren letztern Gebrauch auch kannten, daher der Name Bärenhäuter für faule unthätige Menschen entstanden sey. Die Sehnen brauchen die Lappen statt Zwirn, und die sehr bittere Galle soll als Heilmittel bey der Epilepsie dienen.

So wohl dieses verschiedenen Nutzens wegen, als auch den durch die Bären verursacht werdenden Schaden abzuwenden, wird in den Gegenden, wo es noch Bären giebt, die Bärenjagd eifrig und oft mit großer Verwegenheit getrieben, auch ihnen aller-

ley Arten von Fallen gestellt *). Fast nichts aber übertrifft die Verwegenheit der Bündtner und Veltliner **). Diese muthige Jäger, welche von doppeltem Feuergewehr wenig wissen, erwarten, wenn sie den ersten Schuß gefehlt haben und nicht mehr in Zeiten sind zum zweytenmal zu laden, auch nicht entfliehen können, den aufgerichtet auf sie zukommenden Bären festen Fußes, umfassen ihn, doch so, daß sie ihren Kopf immer unter den seinigen stecken, kämpfen so mit ihm, ja rollen oft mit ihm den Berg hinunter, bis sie einer ihrer Kameraden erlöst. Doch kostet, wie Herr v. Salis bemerkt, ein solcher Kampf den Jäger oft eine Krankheit, weil ihn der Bär mit seinen Klauen, wo er ihn faßt, zerfleischt, und der Schrecken meistens erst hernach kömmt und seine Wirkung macht.

2) Der Eisbär, Polarbär ***) (große weiße Bär). Weiß, der Hals und Kopf länger, der Schwanz und die zugerundeten Ohren kürzer als beym gemeinen Bären.

Lange wurde dieses Thier blos als eine Spielart des gemeinen Bären betrachtet und noch in der zwölften Ausgabe des Linneischen Natursystems findet er sich als eine solche eingetragen. Neuere Beobachtungen haben es indessen ganz außer Zweifel gesetzt, daß er eine besondere Art sey, welche mit der wei-

*) S. Bechstein und Götze a. d. a. O.

**) S. Höpfners Magazin II. S. 343.

***) Ursus maritimus. *Linn.* p. 101. 5. Schreber Säugth. tab. 141. Bechstein N. G. des In- und Ausl. I. S. 134. Donndorf zool. Beytr. I. S. 324. Thiergesch. S. 99. Kooks dritte Entdeckungsreise, Ausg. in 8. IV. S. 82. Tab. adject. Ursus marinus. Pallas Reise III. S. 691. Ours blanc. *Buff.* suppl. III. p. 200. tab. 34.

weißen Varietät des Landbären nicht verwechselt werden darf. Er wohnt innerhalb des nördlichen Polarkreises, erlangt eine Länge von sieben bis acht, ja manchmal bis zwölf Fuß und ohne Kopf, Haut und Eingeweide ein Gewicht von 600 bis 800 Pfund. Der Kopf ist einem Hundekopf ähnlich, der Schädel mehr gewölbt und die Schnauze dicker als am Landbär; die Nase größer, die Nasenlöcher offener, auch nicht runzelig. Nase und Maul sind vorn so schwarz, wie die Klauen. Das Haar ist lang und zart wie Wolle, milchweiß, ins Gelbliche fallend; die Zeehen zur Hälfte mit einer Schwimmhaut verbunden, der Daume kürzer als die übrigen Zeehen. — Er bewohnt die Küsten des Eismeers, besonders wimmeln davon Spitzbergen und die übrigen benachbarten Inseln des Eismeers, nebst den weit ausgebreiteten Eisfeldern desselben, vermuthlich bis an den Nordpol. Mit den großen Eisschollen schwimmt er bisweilen bis an die nordlichen Küsten von Island und Norwegen, er bleibt aber nicht daselbst, sondern kehrt auf andern Eisschollen wieder zurück. Er schwimmt und taucht sehr geschickt, nährt sich von Fischen, Vögeln und deren Eyern, todten Robben und Wallfischen, gräbt Leichen aus, und geht Menschen an, ohne sich an überlegene Zahl oder Gewehr zu kehren, ja er soll so gar seines gleichen fressen. — Die Eisbärin wirft im Februar oder Anfang des Märzes zwey Junge in Schneegruben in Wäldern oder unter den Ufern der Flüsse, oder innerhalb großer Eismassen, die bey ihrem wunderbaren Zusammenthürmen hierzu bequeme Höhlen bilden, und liebt sie außerordentlich. Hier bleibt sie verborgen bis zu Ende des Märzes oder bisweilen auch bis zur Mitte des Aprils, wo sie ihre Jungen ausführt, und ihren Gatten, der sich den ganzen Winter auf dem Eis herumgetrieben hat, aufsucht. — Es werden diese Thiere außerordentlich

fett,

fett, so daß man nicht selten von einem einzigen hundert Pfund bekommt. Das Fett wird ausgelassen und als Thran verbraucht. Das Fleisch ist sehr weiß, aber grob, und wird von einigen gegessen. Die Haut giebt ein warmes und dauerhaftes Pelzwerk, und wird im tiefen Norden bey Winterreisen gebraucht.

B—n.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

André, Christian Carl, 1763-1831

Der Zoologe oder Compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus der Thiergeschichte und allgemeinen Naturkunde

Bd.: [1],2/3

Eisenach [u.a.] 1795

Enc. 18-21,1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10400383-2
VD18 8038059X-001